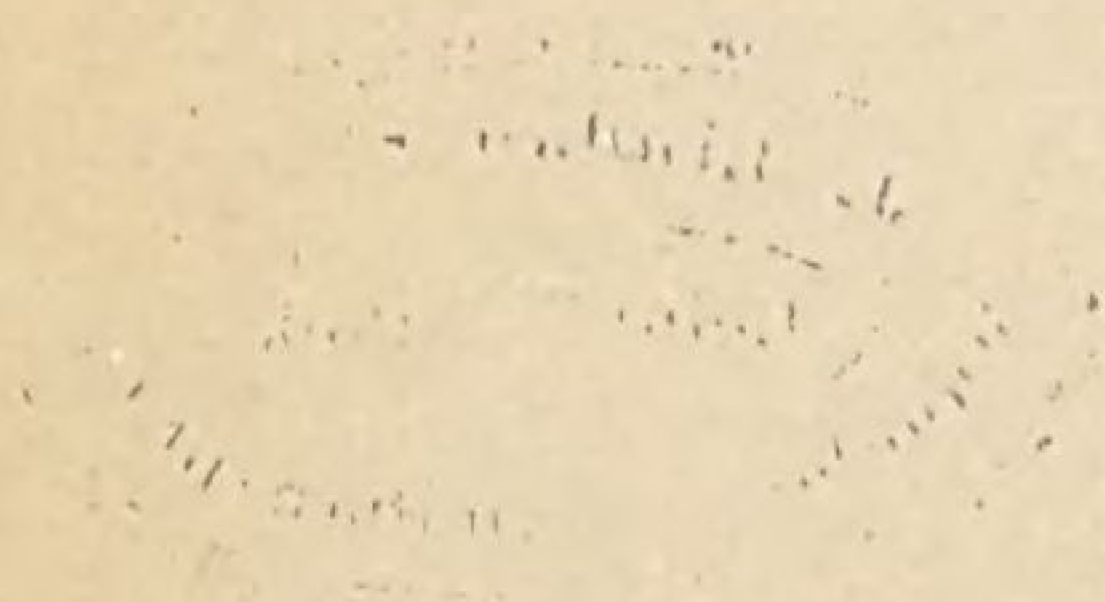
4 [handwritten]

Farbenrausch.

Erster Band.



Farbenrausch.

Roman

von

Friedrich Uhl.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1887.

Seiner Excellenz

Dr. Anton Ritter von Schmerling

gewidmet.

I.

In der Entwicklungsgeschichte der Städte Europas wird die Periode, welche dem Jahre 1848 folgte, zu den bedeutendsten und fruchtbarsten zu zählen sein. Die politische Befreiung der Bevölkerung gebar den Aufschwung der Kunst, der Industrie und der Gewerbe. Die großen Städte wurden zu Quellen des Reichthums. Das Gold lag nicht wie in Californien unter, sondern auf der Erde. Alles strömte den Hauptstädten zu, welche immer enger wurden und die Menge der Gestalten nicht mehr fassen konnten. Die Entfesselung der Völker zog die Befreiung der Städte nach sich. Man hatte die letzteren umgürtet, damit sie sich gegen äußere Feinde vertheidigen könnten. Nun, in der Zeit der friedlichen Invasion mußten die Basteien, welche Alles einengten, fallen. Nach dem Vorbilde von Paris wurde

jede größere Stadt bald ein Trümmerhaufen, aus dem sich der Neubau wie ein Phönix verjüngt, vergrößert und verschönert erhob.

Auch die Stadt, welche wir wohl nicht zu nennen brauchen, sollte aufhören, eine Festung zu sein, was sie seit längerer Zeit in Wirklichkeit nicht mehr war, da die Mauern keine andere Wirkung hervorbrachten, als den Kern der Stadtbildung einzuschnüren und die freie Bewegung der Bevölkerung vom Herzen zu den Gliedmaßen zu hemmen. Doch von der ersten Anregung zur Umwandlung dieser großen Stadt, welche die Anreger in den Verdacht gefährlicher Neuerer brachte, bis zur Ausführung vergingen Jahre. Man konnte sich nur schwer entschließen, das gewohnte Bild zu zerstören. Es gab sogar Unglück verheißende Propheten in großer Zahl. Andere, welche an dem Alten festhielten, verfochten mit großem Eifer den Satz, daß, wenn die Mauern auch gegen den äußeren Feind nicht mehr von allzu großer Bedeutung seien, sie doch bei inneren Unruhen eine kräftige Brustwehr gegen Aufständische bilden könnten. Minder kriegerische, mehr der süßen Gewohnheit des beliebten Spazierganges huldigende Bürger stimmten ihnen in dem Wunsche bei, erhalten zu sehen, woran sie seit ihrer frühesten Kindheit hingen.

Die hohe Bastei, von der aus man den zusammengepreßten, enggassigen Theil der Stadt, deren Häuser sich um den hohen Dom wie die Küchlein um die schwarze Henne schaarten, ebenso sehen konnte, wie die schneebedeckten Gebirge am Horizonte jenseits der Vorstädte und die weingrünen Höhen in der Nähe, bot den Raum für den Lieblingsspaziergang aller Bewohner. Der hohe Herr, welcher täglich in den ersten Nachmittagsstunden diesen Weg wandelte, von aller Welt ehrerbietig gegrüßt wurde und aller Welt freundlich dankte, der Adel und die Bürgerschaft, die Soldaten, die Studenten, die schönen Mädchen, welche anscheinend eifrig plauderten, dabei aber emsig ausspähten, ob sie bemerkt wurden und gefielen, Alles, was Zeit hatte — und wer hatte nicht Zeit in der lebenslustigen Stadt — promenirte in der frischen Luft, von welcher die Bastei bestrichen wurde. Man sah da Tausende in jeder Jahreszeit, fast zu jeder Stunde des Tages. Alle Welt kannte sich, denn man begegnete einander täglich und so bildete die Bevölkerung der inneren Stadt fast eine große Familie. Kleinstadt in der Großstadt, das war das Resultat der Beschränkung durch die Mauern. Gleich den Bastionen hatten Sitten, Ge-

bräuche und Gewohnheiten eine Art moralischer Umschließungsschranken der Gesellschaft gebildet.

Dieser Zustand, der so Vielen lieb geworden, fand indeß nicht minder eifrige Gegner. Es waren dies meistens Männer, welche, von weiten Reisen zurückgekehrt, beengt in der engen Heimat wandelten. Sie bildeten die Pulvermine in dem zum Bersten überfüllten Lager. Was ist unsere Stadt, was könnte aus ihr werden! Sie sprachen ihre Klagen so laut, als es gestattet war, überall aus, sie predigten eine neue Zeit, einen neuen Aufschwung in der Politik, der Kunst, der Industrie und dem öffentlichen Leben allerorten. Sie predigten mit allem Eifer der Begeisterung, fanden indessen nur geringes Verständniß, zumeist taube Ohren. Die flammenden Apostel zogen sich auf die kleine Gemeinde, welche ihnen mit Eifer und Verständniß zuhörte, zurück. Als ihre Hoffnungen und Wünsche auch nach Jahren nicht in Erfüllung gehen wollten, wurden sie mürrisch und verbittert. Sie ließen die Flügel hängen und gaben es auf, Prediger in der Wüste zu sein. Die große Menge lächelte über sie, zog sich von ihnen zurück und bezeichnete sie sogar als gemeinschädlich. Es nützte nichts, daß diese kleine Zahl von Männern von den Basteien herab auf die groß=

artigen Kirchen und Paläste hinwies, welche aus der Barockzeit stammten, der günstigsten Periode der Architektur der Stadt; daß sie mit den Fingern nach dem schönen Palaste auf einem der höheren Punkte außerhalb der Stadt deutete, in welchem die Kunstwerke aller Zeiten in reicher Fülle gesammelt waren; daß sie die Meinung vortrug: was in jenen fernen Tagen als Blüthe des Culturlebens der Staaten gegolten habe und noch heute als sehens- und nachahmenswerth vorgewiesen werde, müsse auch, wenn die Gegenwart Aehnliches hervorbrächte, Werth und Bedeutung besitzen. Die Kunst solle nicht nur bewundert werden, soweit sie in alten Werken sich offenbare, man müsse sie und die Künstler jederzeit fördern, jede Epoche geeignet machen, hohe Kunstwerke zu schaffen und damit der Nachwelt den Beweis der Daseinsberechtigung geben. Man nannte diese Männer damals Schwärmer, während sie nur das Bedürfniß empfanden zu leben, dem Vaterlande zum Ruhme, sich selbst zur wahrhaften Menschenfreude. Sie wollten arbeiten, es fehlte an Arbeit; sie wollten leben, es fehlte an Licht und Luft zum künstlerischen Dasein; sie wollten Künstler sein und waren verdammt, Handwerker zu bleiben.

Ein Jahrzehnt vor dem Jahre 1848 und während

eines gleichen Zeitabschnittes nach demselben lagen deshalb in der großen Stadt die bildenden Künste schwer darnieder. Es wurde fast nichts gebaut und wenig geschaffen. Die Architektur, die Mutter der bildenden Künste, glich der unbeweglichen Sphinx, Arme und Beine lagen leblos an ihrem Körper. Es erstanden keine großen Bauten und es waren also auch keine neuen Paläste mit Bildern und Marmorwerken zu schmücken, keine Räume vorhanden, in denen das Kunstgewerbe seine mannigfaltige Zier anzubringen vermochte. In der Akademie wurde ruhig fortgelehrt und prämiirt. Auch sendete man hie und da mit Stipendien ausgezeichnete Schüler nach Rom, allein was nach Ablauf der Unterstützung aus diesen werden sollte, darum kümmerte man sich ebensowenig, als um das, was die älteren Künstler der Stadt schufen. Das Ausstellungswesen wurde kümmerlich fortgesetzt, da es einmal in der Uebung war. Die Kunst fristete sich eben fort, um die kümmerliche Nachfrage zu befriedigen, wenn diese sich hie und da einstellte. Ein Genrebild, dem gesellschaftlichen Leben der Hauptstadt oder den Gebräuchen der ländlichen Bevölkerung entnommen, ein Porträt, eine Landschaft aus den heimatlichen Alpen mit lichtgrünen Wiesen und dunkelgrünen

Wäldern, ein Stilllebenbild, Alpenpflanzen darstellend oder Früchte, die in der Heimat nie genossen wurden und Prunkgefäße, die man nirgendwo sah, das war Alles, was die heimische Production zu Tage brachte. Dabei galt ein lebensgroßes Oelfarben-Bildniß für ein Ereigniß. Es kam selten vor, daß bei irgend einem besonders feierlichen Anlasse ein Großer des Reiches eine Summe anwendete, sich verewigen zu lassen und dem Maler Gelegenheit zu geben, ein halbes Jahr hindurch das Leben zu fristen. Hie und da hatten einzelne Künstler, zwei bis drei Genre- und Landschaftsmaler, deren Ruhm bis zum heutigen Tage sich fort erhalten hat, das Glück, mehrere Bilder binnen einem Jahre zu verkaufen. Sie thaten sich durch ihr trotz aller Mühseligkeiten nicht zu unterdrückendes Talent ebenso hervor, wie durch ihre Genügsamkeit. Sie blieben im Lande und nährten sich durch ihre redliche Kunst.

Die Bildhauerschule lieferte Künstler, die einige Jahre hindurch hungernd ihrem Ideale nachgingen, um sich später dem ehrlichen Gewerbe des Meerschaumpfeifenschneidens zuzuwenden. Wer an der Akademie den menschlichen Körper Jahre hindurch studirt hatte und dann sah, daß er seine Kunst nicht an den Mann zu bringen vermochte, wurde Minia-

turmaler, Aquarellist oder er warf sich auf den Stein und wurde Lithograph. Das Vergnügen, sich selbst im Bilde zu schauen, erstirbt niemals, wenn der Kostenpreis gering ist. Wenn Alles die Kunst verläßt, die menschliche Eitelkeit spinnt, wenn auch dürftig, den Lebensfaden fort.

Einer der Künstler, welcher die Unbill der damaligen Verhältnisse schwer empfand, ein Maler, trug den Namen Coniere. Es hatte sich um ihn ein Kreis von jungen Malern, Architekten und Bildhauern gesammelt, der gern seinen Worten lauschte. Der Name des Künstlers war nicht echt, aber der Mann war es. Wir wollen dem Namen nicht weiter nachspüren, vielleicht schlagen die echten ursprünglichen Buchstaben bei aufmerksamerem Betrachten von selbst durch. Nicht so leicht war es, den Charakter des Künstlers, bei nur flüchtiger Bekanntschaft, zu erfassen. Er erschien da wunderlich, barock, überladen mit zahllosen kleinen Schnörkeln, die alle nicht zu dem Manne gehörten. Man wurde durch manches Wort befremdet, durch diese oder jene Aeußerlichkeit abgestoßen und gar Mancher mochte nicht wieder zu ihm zurückkehren; allein wer sich die Mühe gab, das Buschwerk, von welchem das edle Gewächs des Künstlers umrankt wurde, ausein-

ander zu schieben und ihm geradeaus in Herz und Geist zu schauen, der fühlte sich angeregt, als ob er in einen schattigen frischen Wald träte. Erfrischt und erquickt schied er dann mit dem Wunsche, ihn bald wiederzusehen.

Coniere hauste in einem Gasthofe, dessen zahlreiche Fenster nach Norden gelegen waren. Der Künstler geht bei der Wahl seiner Wohnung dem guten Lichte nach. In diesem Gasthofe bewohnte Coniere nur ein Zimmer, das ihm als Atelier und Schlafstätte diente. Das war die ganze Herrlichkeit, welche sich damals ein nicht gerade in der Mode stehender Maler gestatten konnte. Coniere hatte zu Nachbarn mehrere andere Künstler. Der Eine war Lithograph. Er zeichnete bis in die Nacht hinein Porträts, während er die hellen Vormittagsstunden zu Besuchen bei Persönlichkeiten, die von den Wogen des Tages an die Oberfläche gehoben worden waren, benützte, um sie zu bitten, ihre Züge verewigen zu dürfen. Der Andere war ein Landschaftsmaler von Talent, der sich ebenfalls der Lithographie zugewendet hatte und für den Kunsthandel arbeitete; der Dritte, ein Landschaftsmaler, wollte hoch hinaus des Morgens, gab aber des Abends klein bei und trug das Bildchen, welches im

Laufe des Tages geschaffen wurde, von Kunsthändler zu Kunsthändler. Keiner von Allen besaß ein großes Talent; Alle aber waren gute Menschen, fleißige Arbeiter, treue Seelen, die fest zusammenhielten und einander aushalfen.

Coniere konnte als ihr Aaron gelten. Er sprach, wenn sie bekümmert schwiegen. Er sprach ohne Unterlaß, wenn er, die italienische Mütze auf dem Haupte, ein Bein über das andere gekreuzt, vor der Staffelei saß und arbeitete. Sein Teint war fast olivenfarbig, schwarze Haare bedeckten den Kopf, schwarzer Bart Lippen und Wangen, hie und da blickten einzelne Haare weiß hervor. Die Hand ruhte fortwährend auf dem Malerstocke und schuf emsig, Pinselstrich an Pinselstrich setzend. Aber das Auge, als ob es nichts bei der Arbeit zu thun habe, flog rechts und links, die Bemerkungen des Malers begleitend, und um die herabgezogenen Mundwinkel zitterte ein Wetterleuchten von bitterer Ironie, von blutigem Spotte. Coniere sprach nur wenig über sich, desto mehr aber von den Verhältnissen des Tages, jenen der Heimat und, um das Gegenbild zu zeichnen, von jenen anderer Städte, anderer Länder, anderer Zeiten und anderer Gepflogenheiten. Er arbeitete wie ein Handwerker in der großen Stadt,

in der er sich niedergelassen hatte; sein Künstlergeist aber schweifte über die Alpen hinüber, schwebte über dem Capitol, über den Ruinen von Pästum, den Ausgrabungen in Herculanum und Pompeji, und über den Resten der Akropolis.

Am liebsten sprach Coniere von den Herrlichkeiten des Cinque cento, von Florenz und Rom, von den Päpsten, welche die Künstler geehrt, von den Medicäern, welche sie glänzend belohnt, von den Wundern der Renaissance in Italien und Frankreich. Er war überall gewesen, hatte Alles gesehen, und kam, volltrunken von der Schönheit, nach der Heimat zurück. Selbst sein Name trug den Glanz des Südens. So war der Zugvogel, der sich in dem gelobten Lande reich gesogen, in die Dürre und Noth der Heimat gefallen. Selbst große Kunstwerke zu schaffen, hatte er vielleicht an den Stätten der Meister nicht gelernt; aber ein feiner Kenner war er geworden und guter Beurtheiler, ein sicherer Leiter Anderer im Reiche der Kunst. Wenn er auch als Meister zurückgekehrt wäre, was hätte es genützt? Er würde für die Anwendung der Kunst in der Heimat keine gedeihliche Stätte gefunden haben. Jedenfalls aber vermochte er weit mehr, als er jetzt leistete. Sein Streben hatte mit der Zeit nachgelassen.

Er war in kümmerliche Verhältnisse gerathen. Das Leben hatte ihn mit Widerwärtigkeiten überhäuft und mit hagerer, knochiger Hand niedergedrückt, so daß sein Rücken seit jener Zeit gekrümmt blieb. Er konnte sich nicht mehr aufrichten, wie er bitter hinzuzusetzen pflegte.

Er malte jetzt Porträts von Bürgersleuten um denselben Preis, den diese für einen Rock bezahlten. Coniere betrieb das Geschäft systematisch. Er hatte sich mit dem Küster der Kirche, welche in der Nähe des Gasthofes lag, in das Einvernehmen gesetzt, und erfuhr von diesem die Wohnungen der jungen Ehepaare, welche eben in der Kirche verbunden worden waren. Zu diesen begab er sich, festlich gekleidet. Der schwarze Anzug war ihm noch aus besseren Tagen übrig geblieben. Er stellte sich als Künstler vor, dessen fremdklingender Name, wie alles Fremde in der Stadt, stets imponirte, und fragte artig, aber doch mit jener Laune, die so leicht bekannt und vertraulich macht, ob das Paar sich nicht verewigt sehen wolle; ein Antrag, der öfter angenommen wurde. Coniere war nicht nur billig, sondern auch unterhaltend während der Sitzungen, und was er schuf, jedenfalls besser, als die Werke von Künstlern, die

zu gleichen Preisen arbeiteten. Er gab sich selbst den Namen „Der Hochzeitsmaler".

Zwischen seiner Heimkehr aus Italien und der Ansiedlung in der großen Stadt hatte er mehrere Jahre hindurch inmitten der kleinstädtischen und ländlichen Bevölkerung zugebracht, von Ort zu Ort ziehend, reisend und malend. Von diesen Wanderjahren erzählte er hundert lustige Geschichten, mit denen er seine Freunde zum Lachen brachte, wenn ihm und ihnen die Thränen recht nahe standen. Der Feinkenner der Renaissance hatte, um seine leiblichen Bedürfnisse zu stillen, sein Schicksal mit Humor, leichtem Sinn und Ergebung ertragen. Ihm, wie jenen Leuten, welche er in kleinen Orten porträtirte, sagten die Bedingungen, die er stellte, manchmal ganz gut zu. Er verlangte freie Unterkunft, Wohnung und Nahrung, das Reinigen seiner Wäsche und nur einige Gulden baare Bezahlung. „So brachte ich," meinte er oft, „Abwechslung in meine Lebensweise, bewirkte einen steten Nahrungswechsel, der mich frisch und gesund erhielt. Bei Fleischhauern aß ich fast nur Fleisch, bei Bäckern fast nur Brod, bei Oekonomen lebte ich von Milch und Wein, kurz Jeder gab das, was sein Haus in Fülle bot."

Coniere geißelte, an seiner Staffelei oder am

Wirthshaustische sitzend, mit Vorliebe die Leiter der Kunstdepartements, Akademien und Schulen, die Reichen und Vornehmen des Landes, welche den höchsten Werth des Reichthums, die schöne Anwendung desselben zu feinem Lebensgenusse, so wenig kannten. Er polemisirte gegen Alles und gegen Alle. Er ist ein Raisonneur, ein Schimpfer, hieß es in den tonangebenden Kunstkreisen, die Coniere auswichen und ihn haßten. Unverträglich, neidisch, mißgünstig, unvermögend selbst etwas hervorzubringen, bekrittle er Alles, was Andere schafften. Coniere lachte darüber. „Daß ich heute vielleicht nichts mehr kann, ist ihr Werk; ich weiß aber auch, daß sie zu keiner Zeit im Stande waren, etwas zu schaffen. Ich vermag indessen besser als sie, in den ewigen Werken das Schöne zu erkennen, und das verleiht mir das Recht, das Schlechte herauszufinden und mit meinen Bemerkungen die Götzen von heute bis in das Innerste zu treffen."

Wenn Coniere Kunstausstellungen besuchte, so flogen die beliebten Maler und Künstler nach allen Seiten. Seine Getreuen schaarten sich aber um ihn, und helles Gelächter folgte seinen Bemerkungen. Nicht selten umstanden auch Personen aus dem Publikum die Gruppe, hörten Coniere zu, lächelten,

und so wurde, was der Kritiker aussprach, von Ort zu Ort getragen und galt bald als die Stimme der öffentlichen Meinung. Dabei konnte man Coniere nicht unschädlich machen. Man ließ ihn zwar nirgends zu, wo es einen der spärlichen lohnenderen Aufträge gab, allein auf seinem Gebiete, in seinem Atelier, wie er das ärmliche Zimmer nannte, im Kreise seines Publikums, der jungen Eheleute und der alten, die ihre silberne und goldene Hochzeit feierten, vermochte man ihm nicht beizukommen.

Die Nachbarn Coniere's in dem Gasthofe „zur Herzogskrone", in so großer Vertrautheit sie auch mit ihm lebten, waren doch über seine persönlichen Erlebnisse nur dürftig unterrichtet. Er erzählte viel aus seinem Leben, aber nur Nebensächliches. Ob er verheirathet gewesen oder es noch sei, ob er Kinder hatte, davon sprach er nie. Und doch mußte der Mann Trauriges erlebt haben, denn er war in der Wurzel verbittert. Was den Romfahrer, den Pilger zu den Wunderwerken Griechenlands, den liebevollen Beschauer und Betrachter der florentinischen Bildwerke, der venezianischen Deckengemälde und Porträts bewogen hatte, jahrelang von Dorf zu Dorf zu ziehen, ehe er sich in der Hauptstadt an=

sässig gemacht, wo er trotzdem wie ein Nomade in seinem Zelte wohnte, wußte man nicht.

Er hatte in den letzten Tagen eine ungewöhnlich reiche Einnahme gemacht. Ein junges Ehepaar, das mit seinen Bildnissen außerordentlich zufrieden gewesen war, bot ihm das Dreifache des verlangten Honorars. Der Mann war Buchdrucker, also ein wenig von der Kunst, und hatte erkannt, daß er mehr als Dutzendwaare erhalten. Eines Nachmittags nun vergönnte sich Coniere das Vergnügen eines Spazierganges auf den Basteien, rings um die Stadt. Er wandelte in neuen Kleidern, das dunkle Haupt durch den steifen weißen Hemdkragen wie festgehalten, die Hände auf dem Rücken herum. Unweit eines nach dem Süden gelegenen Thores bemerkte er zwei Knaben, die miteinander spielten, während ein junger Mann forschend zusah. Ihre Augen fesselten Coniere, der die Gruppe aufmerksam betrachtete, als wollte er das Bild seinem Geiste fest einprägen, um es gelegentlich künstlerisch wiederzugeben. Einer der Knaben hatte eben die Schnur eingezogen, an welcher er einen bemalten Papierdrachen gehalten. Eine weibliche Gestalt zierte das Papier. Der Knabe, dessen Kopf von rothblondem reichen Haare umwallt war, während seine

Augen wie glühende Kohlen leuchteten, umspannte den Drachen krampfhaft, während der Andere, ein kräftiges schwarzes Bürschchen, die Rechte ausgestreckt hatte, um den Drachen an sich zu nehmen.

„Das ist ja kein Engel!“ sprach der schwarze Knabe. „Es fehlen ihm die Flügel. Der Engel sieht aus, wie die Portierstochter in dem Hause, wo Du wohnst. Gib her, ich will ihr Flügel machen,“ und dabei fuhr er mit seinen kleinen Händchen nach dem feuchten Straßenstaube.

„Hast Du nicht gesehen, daß der Engel auch ohne Flügel fliegt?“ rief ihm der Andere zu und vertheidigte seinen Besitz.

Coniere trat hinzu und weidete sich an der Lebhaftigkeit und dem Feuer, das aus den Augen der Knaben leuchtete. Er legte seine mageren, langen Hände auf die Köpfe der Kinder und sah erstaunt auf die Figur, welche den Drachen zierte. Er erfuhr von den Knaben, daß der rothblonde, welcher die Figur gemalt, der Sohn des Haushofmeisters in dem Palaste sei, welcher sich jenseits der Bastei erhob, und daß der andere Knabe, welcher die weibliche Figur durchaus mit Flügeln zieren wollte, das Kind bettelarmer Leute wäre, welche um Taglohn dienten. Er fragte das Kind, warum es die Figur

durchaus mit Flügeln schmücken wollte, worauf der Knabe sagte: „Hat denn nicht jeder Engel Flügel? Woran würde man sonst einen Engel erkennen?“

Coniere ergriff die Hand des Knaben und dabei fiel sein Blick auf den nebenan stehenden Jüngling, welcher bisher kein Wort gesprochen hatte. Coniere fragte ihn, ob er auch der Ansicht sei, daß der Engel Flügel haben sollte, und ob er die Kinder kenne?

„Nein,“ sagte der Angesprochene, „ich kenne sie nicht. Ich bin nur stehen geblieben, weil mir der Drache gefiel.“

„Und warum gefiel er Ihnen?“ fragte Coniere.

„Ich habe in einem Gewölbe Drachen gesehen, die aber nicht so schön gemalt waren wie dieser, und hörte, daß der Verkäufer von einem Herrn, der ihn um den Preis fragte, zehn Gulden begehrte. Da dachte ich nun nach; wie viel denn dieser Drache werth wäre?“

„Wie heißen Sie, junger Mann,“ fragte Coniere.

„Zalperl, Ihnen zu dienen.“

„Was machen Sie hier? Sind Sie in dieser Stadt zu Hause.“

„Verzeihen Sie, nein. Ich komme weit her,

von der russischen Grenze, und bin in die Welt gegangen, mein Glück zu suchen."

„Nun, vielleicht wird Ihnen das gelingen," sagte Coniere, welcher sich von dem merkantilen Geiste des Jünglings nicht allzusehr angezogen fühlte.

Er hielt die Hand jenes Knaben, welcher die Flügel setzen wollte, wo sie hingehörten, fest, ließ sich von ihm zu dessen Eltern geleiten und war mit ihnen bald darüber einig, daß sie ihm das Kind zur Pflege und Erziehung übergaben. So kehrte er denn in den Gasthof „zur Herzogskrone" mit einem angenommenen Kinde zurück, worüber seine Freunde und Hausgenossen in großes Erstaunen geriethen.

II.

Dreißig Jahre sind verflossen. Die alte Stadt ist verjüngt, aus den Männern aber wurden Greise, aus den Knaben Männer. Die Basteien waren bereits vor Jahren gefallen, die Stadtgräben ausgefüllt worden. Die alte Kernstadt hatte Licht und Luft gewonnen und einen Rahmen erhalten, wie ihn wenige Städte Europas besitzen. Rings um den alten Knäuel hatten sich, wie eine Halskette, glänzende Gliederreihen palastähnlicher Gebäude gelagert. Sie umstanden eine sehr breite, baumbesetzte Straße, wo das hauptstädtische Leben auf und ab wogte. Aber nicht gleich in den ersten Jahren hatte man so architektonisch prachtvoll gebaut, wie in der letzten Zeit, wo das Stadtbild seinem Abschlusse nahe gebracht wurde. Scheu und schüchtern, verharrend im Einfachen und Schmucklosen, waren die ersten Neugebäude erstanden. Sie streckten sich wie Fühler, wie Kinder-

zähne an das Licht. Allmälig aber, besonders als die öffentlichen Bauten sich den Zinshäusern zugesellten, fing die Kunst an, ein Wort, und zwar das entscheidende, mitzusprechen. Die Kunst und die Künstler waren wie von einem langen, bösen Banne befreit. Die Aelteren wurden wieder jung. Die Ideale erwachten in ihnen von Neuem. Fast verdorrt, lebten sie in den günstigen Tagen, die das neuerwachte Sonnenlicht brachte, wieder auf. In den verschiedensten Schulen aufgewachsen, schufen sie den Traditionen gemäß, in denen sie erzogen worden waren. Die Einen, aus Dänemark oder Norddeutschland stammend, arbeiteten in den Formen der Antike, der sogenannten griechischen Renaissance, die Anderen bauten in der Art der Künstler der italienischen oder französischen Renaissance; die Gothik streckte über das Ganze Kirchthürme gleich Schwänenhälsen empor; Andere wieder knüpften an den Barockstil, welcher in dieser Stadt vor zwei Jahrhunderten zur üppigen Pracht gediehen war, an; ja selbst das Roccoco und der Zopf fand Förderer und Freunde. Das Ganze hatte keinen einheitlichen Stil, in allen Stilarten erhoben sich die prachtvollen Monumentalbauten. Diesen Stempel des Mannigfaltigen trug nun die neue Stadt. Die ganze Akademie mit all' ihren Lehrkräften war ausgerückt

und in die Bauschlacht gezogen. Man baute, was man lehrte. So kam es, daß Monumentalgebäude, welche einen großen Platz umstanden, in griechischen, gothischen und Renaissance-Formen einander anblickten. Das war zwar nicht harmonisch, aber immerhin imposant.

Dem Aufschwunge der Architektur war jener der bildenden Kunst und der Kunstgewerbe gefolgt. Die Räume mußten geziert werden. Neues Leben erfüllte alle Kreise des Schaffens. Wenn der Staat und die Vornehmen bauen, haben die Künstler zu thun. Es galt, Portale, Fenster und Gesimse der Monumentalbauten und Paläste mit Figuren zu zieren, die großen Hallen und Säle mit Deckengemälden zu versehen. Die Reichen folgten diesem Beispiele und zierten ihre Salons mit Fresken. Den kunstgerechten Formen der Architektur mußten sich jene der Möbel, Kamine und Geräthe bis zu den Thürbeschlägen anpassen. Die Kunst blühte, die Künstler gediehen, und zwar so sehr, daß sie sich ein schönes Künstlerhaus bauten im Stile der italienischen Renaissance.

Das Künstlerhaus hatte die verschiedenartigsten Bestimmungen. Es diente als Ausstellungs- und Clublocal. Was das Talent der bildenden Künstler jahrüber geschaffen, hier trat es an das Licht, welches

bekanntlich von den Malern nie und nirgendwo genügend günstig befunden wird. Wenn ihre Künstlerschaft sich auf stolzer Höhe fühlte, luden sie die Nationen Europas zu friedlichem Wettstreite in den gastlichen Räumen ein. Dabei unterlief nur manchmal das kleine Versehen, daß sich sämmtliche Künstler der Stadt mit zu großem Eifer den Vorbereitungen zum Empfange der Fremden widmeten; denn sie wurden dadurch verhindert, eigene ausgezeichnete Werke zu schaffen, und unterlagen in Folge ihrer Gastfreundschaft und Opferwilligkeit, nicht ohne leichtes Lächeln des Publikums hervorzurufen, im Kampfe der Bilder und Sculpturen. Die Säle des Künstlerhauses wurden überdies zu den Generalversammlungen und Berathungen der Künstler benützt, wobei der allerorts beobachtete Umstand eintrat, daß die Maler und Bildhauer, welche tagsüber in ihrer Clausur zum Schweigen verurtheilt sind, die Schleußen ihrer Beredsamkeit, wie um sich zu entschädigen, angelweit öffneten und dem vollen Wortschwalle freiesten Lauf ließen. Außer diesen Versammlungen, die besonders in den Ausstellungsjahren sehr häufig stattfanden, wurde das Künstlerhaus im Winter, besonders im Carneval, zu Lustbarkeiten, Aufzügen und Bällen mit buntem Mummenschanze benützt.

Eben fanden in dem Künstlerhause allabendlich Berathungen über die Wahl eines neuen Präsidenten statt. Die Parteien standen sich schroff gegenüber. Die Künstlerschaft war in fast zwei gleiche Theile gespalten, die sich mit allen möglichen Waffen bekämpften. Hier die Realisten, dort die Idealisten, konnte man sagen, wenn man von den persönlichen Motiven absah und sich nur an die künstlerische Richtung, an die Sache hielt. Die Realisten hatten den Maler Steiner auf ihren Schild gehoben, die Idealisten den Maler Elfner.

Steiner war in der Mode. Er hatte den größten Zulauf, den größten Anhang. Die ganze Stadt besprach ihn und seine Werke. Er war plötzlich, wie ein Meteor, in glänzender Farbenpracht aufgetaucht und gab seit einigen Jahren den Ton an. Wenn der große Mann mit dem von rothblonden Haaren umwallten, feingemeißelten Kopfe in der Menge auftauchte, ging eine Art Sonnenschein von ihm aus, der Alles erleuchtete und erfreute. Der Mann war voll Leben und verbreitete Leben allüberall. Man nannte ihn ein Glückskind. An ihn drängte sich Alles, ihm folgte Alles, Männer und Frauen. Er war der Vertreter der Kunst seiner Tage, der künstlerische Sonnengott, der Leuchtthurm der Stadt, die

in märchenschönen Glückstagen schwelgte. Tropisch, dem Talente des Künstlers entsprechend, üppig und farbenglänzend schossen seine Werke empor. Dabei hatte er sich — eine seltene Erscheinung — der Sympathie des größten Theiles der Künstlerschaft zu erfreuen, die sich neidlos um ihn schaarte. Leicht, wie ihm das Gold für seine Werke zuströmte, gab er es aus. Er wollte nur sich und Anderen das Leben verschönern. Dazu allein gebrauchte er es. Wenn es früher Mäcenaten gegeben hatte, welche die Künstler förderten, so war jetzt ein Künstler selbst der Mäcen. Er stellte seine Werke im Künstlerhause aus und widmete die Tausende, welche das massenweise zuströmende Publikum zahlte, um die Bilder des Meisters zu sehen, den gemeinsamen Zwecken der Künstlerschaft. Was er allein schuf, sollte nutzbringend sein für Alle. Vielfach bewundert als Künstler, aber auch nicht minder laut angegriffen, hatte der Mann, als solcher, fast keine Gegner. Gewinnend war Alles an ihm, nicht nur seine Kunst, sondern auch seine Persönlichkeit. Er sprach wie er malte: farbig, fesselnd, bezaubernd. Wenn man auch seine Gedanken, wie seine Zeichnungen oft incorrect fand, nicht zutreffend, abweichend von der Sache, hier kaum andeutend, dort weit abschweifend, so wurde man doch

von der Gluth der Farbe überwältigt, fortgerissen. Er trat auf wie ein Triumphator und wenn er das Künstlerhaus nach den Berathungen verließ, seine Umgebung um Kopfhöhe überragend, so glaubte man sich in die Zeit des alten Rom versetzt, wenn ein Sieger, von seiner Partei geleitet, den Senat verließ.

Steiner war das Kind mit dem Drachen gewesen, welches dem Begehren des Gespielen, der weiblichen Figur Flügel zu leihen, krampfhaft Widerstand geleistet hatte. Auch der andere Knabe war zum Manne, zum Künstler geworden. Er hieß Elfner und war das Parteihaupt der Idealisten in der Künstlerschaft. Ebenso hoch und schlank als Steiner, erschien er doch ganz als das Gegenbild desselben. Sein edles, feines, blasses Antlitz lief in kräftige, dabei aber schöne Contouren aus. Der leichte, schwarze Bart, am Kinn getheilt, umrahmte das Angesicht, und die reichen schwarzen Haare fielen über den Nacken herab. Er sprach wenig, bewegte sich langsam. Im Umgange liebenswürdig, sanft, artig und gewinnend, einsilbig, aber gütig, wenn er antworten mußte, zuvorkommend, wenn er an Jemanden das Wort richtete, zog er still seiner Wege, die ihn selten aus seinem Atelier führten. Er wurde von Allen, die ihn kannten, geliebt, als Künstler verehrt, aber er

hatte nur ein kleines Publikum. Er zählte die Kenner zu Freunden, und die Kenner kaufen selten Kunstwerke. Dabei spielte er aber nicht die Rolle des Verkannten und Verbitterten, sondern beschied sich mit der frohen Zuversicht, daß seine Zeit kommen werde, wenn erst die Wogen der Farbenfluth sich gelegt, die jetzt die Straßen der Stadt erfüllten. Ohne sein Zuthun war er von der Gegenpartei Steiner's zum Candidaten für die Präsidentschaft aufgestellt worden und nur widerwillig, gezwungen von seinem väterlichen Freunde, dem alt und grau gewordenen Coniere, nahm er an den Parteiberathungen Theil.

Eine solche fand eben statt. Elfner trat mit Coniere in den Berathungssaal und wurde von seinen Genossen mit lauten Zurufen empfangen. Er dankte ruhig und verbindlich nach allen Seiten und nahm bescheiden in einer Ecke Platz. Im Gegensatze zu ihm trat Coniere auf. Er folgte seinem idealen Schüler wie der Faun dem Apoll. Hätte der Weinlaubkranz seinen Kopf umschlungen, man wäre versucht gewesen, nach den Bocksfüßen zu sehen. Die schwarzen Augen funkelten, die Lippen, vorgestreckt, verzogen sich zu einer spöttischen Spitze. Mit den dünnen, langen Armen arbeitete der Mann in der Luft herum, als wollte er rechts und links nach den

Häuptern der Umstehenden greifen, sie herabziehen und zwingen, sich seinem Willen zu beugen, um dann triumphirend über ihre Körper hinwegzuschreiten.

So sehr Elfner die Sympathien Aller gewann, so eigen war Coniere die Gabe, Alles von sich abzustoßen. Er nannte sich den Freund der unbedingten Wahrheit, war aber in den Fanatiker der Wahrheit ausgewachsen. Ohne Veranlassung, ohne Nöthigung, ohne dazu aufgefordert zu sein, ja oft ohne irgendwie die Berechtigung zu besitzen, im gegebenen Augenblicke zu sprechen, sagte er allen Leuten die bittersten Dinge in das Gesicht, wenn er an ihnen Fehler entdeckte. Er hielt aber Alles für ungehörig und fehlerhaft, was ihm nicht zusagte, was ihm nicht gefiel, was ihn abstieß, verletzte oder auch nur irgendwie unangenehm berührte. Dabei war er empfindlich wie ein Espenblatt. Bei der leisesten Berührung zogen sich seine Züge faltig zusammen. Friedfertig zog er aus seinem Hause und streitbar trat er über die Schwelle der Fremden. In jeder Versammlung, in jedem Gasthause betrachtete er die Leute, in deren Nähe er sich niederließ, als Objecte seiner Kritik. Was ihm nicht zusagte, war Unrecht, das er anzugreifen, zu entfernen sich bemüßigt glaubte. Eine ihm unangenehm scheinende Nachbarschaft wußte der

Mann durch spöttische Bemerkungen zu verdrängen, gelang es nicht, so sprang er auf und entfernte sich.

Coniere hatte, als Steiner mit einem Sprunge an die Spitze der Künstlerschaft der Stadt getreten, sich als Feind desselben erklärt und war Führer seiner Gegner geworden. Mit scharfem Auge erkannte er die Schwächen des Malers und wies auf die offenen Wunden mit seinem knochigen Finger unausgesetzt hin. Die Gegner Steiner's begleiteten und folgten Coniere, so lange er ihnen Waffen lieferte, um den gemeinsamen Feind zu bekämpfen, entfernten sich aber von dem Kritiker, als dieser auch ihnen unangenehm zu werden begann. Nichtsdestoweniger hatte er sich so viel Einfluß zu bewahren gewußt, daß er für Elfner wirken konnte.

Die Versammlung verlief nicht, ohne daß sich Coniere in unnützen Streit verwickelt hätte. Mißgestimmt und wortkarg verließ er an der Seite Elfner's das Berathungslocal. Beide gingen schweigend nebeneinander, bis sie in dem Atelier Elfner's angelangt waren. Dort warf sich Coniere auf ein langes, breites, mit persischen Teppichen belegtes Ruhebett, nahm eine italienische Mütze vom Haupte der Gliederpuppe, brannte eine kurze Pfeife an und rief Elfner zu:

„Kannst Du mir vielleicht sagen, warum mich alle Leute fliehen, mir so übel gesinnt sind? Was thue ich ihnen, was habe ich verschuldet? Ist es ein Verbrechen, daß ich die Wahrheit spreche, daß ich Leuten, die nichts können, charakterlos sind, feig, falsch, erbärmlich, nicht meine Hand reiche? Und das ist Alles, was ich thue. Ich habe Niemanden, so lange ich lebe, ein Leides zugefügt, bin Niemandem in den Weg getreten, habe Niemanden geschädigt, Niemanden beneidet, gegen Niemanden einen feindlichen Schritt unternommen. Warum haßt man mich, warum verfolgt man mich? Warum bin ich ein Opfer dieser Leute?"

Elfner brach in helles Lachen aus, aus dem aber große Gutmüthigkeit, die milden Tones fast um Vergebung flehte, hervortönte: „Wie oft haben wir, mein Meister, mein Vater, darüber gesprochen. Soll ich Dir nochmals sagen, was ich meine? Ja, Du bist brav, gut, edel und wer kennt Dich besser als ich, wer liebt Dich mehr, wer kann Deine guten Eigenschaften höher schätzen. Allein Du bist verbittert, und heute mehr als je. Du hast Recht behalten in Allem, was Du gesagt, zu jeder Zeit. Du warst der weitsichtige, der echte Künstler in allen Deinen Ansichten und Anschauungen. Du hast viel beigetragen, daß

das Schlechte in sich zusammenfiel, das Schöne und Gute entstehen konnte. Als es aber entstand, aufwuchs in Pracht und Fülle, als Du in der verjüngten Stadt gehobenen Hauptes herumgehen und darauf hinweisen konntest, welchen Antheil Du an ihrer Entwicklung genommen, als Du auszurufen vermochtest: was ich geträumt, was ich gehofft, hier steht es, gabst Du Dich zufrieden? Du warst, mein theurer Freund, so lange Zeit hindurch in der Opposition, so sehr daran gewöhnt, Alles schlecht zu finden und zu tadeln, daß der Angriff Dir zur zweiten Natur geworden ist. Du bist sogar in Opposition gegen Dich selbst, gegen Deine früheren Bestrebungen getreten."

„Nicht doch, nicht doch!" rief Coniere aufspringend. „Was Du da sagst, ist unrichtig! Ich bin heute, was ich war; ich glaube heute an das, was ich damals geglaubt habe. Ich bete zu dem ewig Schönen und Wahren; aber was jetzt als tonangebend gilt und allgemein bewundert wird, ist nicht das Schöne und Wahre. Man verehrt das goldene Kalb der Kunst; man betet einen Götzen an. Es ist nicht Alles Gold, was glänzt, nicht Alles schön, was farbig ist, nicht Alles prächtig, was bunt gleißend ausgebreitet wird! Man vergißt den Kern über der Hülle und forscht ihm nicht nach. Maskerade, nichts

als Maskerade. Mit der Kunst wird Komödie getrieben. Es wird die Zeit kommen, welche wieder bringt, was nicht unerreichbar, was möglich ist, weil es schon oft die Welt entzückt hat und zu den schönsten Blüthen dieser Welt gehört. Du wirst dann, wenn ich noch lebe, sehen, daß auch ich niedersinken, verehren, anbeten kann!"

„Du bist um des Besseren willen der Feind des Guten, theurer Vater! Lasse uns doch Zeit und Raum zur Entwicklung und Klärung! Freue Dich dessen, was geleistet wird, und überlasse es späteren Geschlechtern, weiter zu schreiten, um das zu erreichen, was Dir vorschwebt!"

„Du bist wie alle Anderen, Du siehst nur meine Fehler!"

„Nein, mein Freund! Ich wünsche nur, daß man Dich würdigt, schätzt und liebt, wie ich Dich verehre, wie Du es verdienst. Du machst Dir aber Alle zu Feinden und fragst schließlich als verkannte Unschuld, was Du den Leuten gethan."

Coniere beugte das Haupt bei den Worten seines Adoptivsohnes und Schülers und sprach, während seine Augen feucht wurden: „Wenn Du wüßtest, wie ich so geworden bin . . ."

„So erzähle mir doch, theurer Vater," sprach

Elfner, indem er sich an der Seite Coniere's niederließ, „endlich Deine Lebensschicksale.“

„Gut denn! Was ich Dir bis jetzt sorgfältig verschwiegen, sollst Du heute vernehmen. Meine Jugend war traurig. Elend und Hoffnungslosigkeit herrschten in dem Hause meiner Eltern. Der Vater, ein kleiner Geschäftsmann, vermochte nur mit aller Anstrengung seine zahlreiche Familie kümmerlich zu erhalten. Die Mutter sprach fast nie, um so eifriger aber war sie an der Arbeit. Sie glitt wie ein Schatten in dem kleinen Hause einher und nahm sich kaum Zeit, uns Größeren, wenn wir fragend an sie herantraten, Rede zu stehen. Ein Wort, ein Blick war Alles, was wir erhaschen konnten; aber das Wort war so gut und der Blick so tief, daß ich die Mutter heute noch zu hören glaube, heute noch ihr klares, ausdrucksvolles Auge vor mir sehe. Sie arbeitete, bis ihre letzten Kräfte schwanden, dann erlosch sie, wie eine ausgebrannte Kerze. Vor ihrem Sterben, als ob sie die letzte aufzuckende Lebenskraft sammeln und Alles geben wollte, was in ihrem Innern an Empfindung vorhanden war, ließ sie uns größere Kinder an ihr Lager treten, raffte die Köpfe mit ihren beiden Armen, so daß wir aneinander gepreßt wurden, zusammen, küßte hierhin und

dorthin, wohin sie eben traf, und hauchte so im Kusse ihr Leben aus. Wir fielen auf die Kniee und weinten. Die Schwestern übernahmen die Arbeit der Mutter. Die Drei waren aber kaum im Stande, das zu leisten, was die Dulderin allein vollbracht hatte. Zwei schon halberwachsene Knaben mußten in die Fremde, in die Lehre. Ich kam zu einem Zimmermaler, lernte rasch, arbeitete flink, machte die Lehrjahre bald durch und fand Arbeit in einer nahen großen Stadt. Ich könnte Dir von Idealen, von dem Drange, der in mir arbeitete, von meinem Streben sprechen, doch das hätte keinen Sinn, keinen Zweck, das wären Phrasen in dem Munde eines Mannes, der es nicht weiter gebracht hat als ich. Lasse mich deshalb nur sagen, daß ich fleißig war, arbeitete, so viel als ein Mensch arbeiten kann, und daß ich binnen eines halben Tages, den ich meinem Gewerbe widmete, so viel verdiente, um während der anderen Hälfte Unterricht bei einem Maler nehmen zu können. Maler wollte ich selbst werden, so bald als möglich. Und ich wurde es. Ich ging in die Hauptstadt, besuchte die Akademie, überwarf mich bald mit den Professoren, gewann aber die Gunst eines außerhalb der Akademie stehenden Meisters, unter dessen Anleitung ich arbeitete. Er stand in

Opposition gegen die Hochschule und deren formalistischen Vorgang. Er war ein Feind des Copirens, des Zeichnens nach der Antike, welche Uebungen ausschließlich daselbst vorgenommen wurden. Die Natur galt ihm Alles. Er malte seine Bilder, Zug für Zug, nach lebenden Personen und ließ auch seine Schüler nur nach dem Modelle arbeiten. In der ersten Zeit gab ich mich dem Studium nach der Natur mit großem Eifer hin. Bald aber erwachte in mir der Widerspruch. Was wir malten, war manchmal Leben, nie aber Kunst. Die Methode war eben so einseitig wie das Zeichnen nach Gypsmodellen, wie das Abschreiben alter Bilder. Es mußte ein Drittes geben, eine Vereinigung beider Methoden, ein Aufnehmen, Umwandeln, Durchgeistigen, ein Arbeiten im Geiste und Herzen. Von da aus mußte, wie aus der Puppe, der Schmetterling der wahren Kunst emporflattern. Ich konnte noch nicht klar denken und urtheilen und mir keine Methode bilden, fühlte aber instinctiv, daß all diese Schulen auf Irrwege führten. Ich gab meinem Widerspruche dem Meister gegenüber auch lauten Ausdruck. Ich sehe ihn heute noch vor mir, den großen, starken, schönen Mann mit dem spärlichen Hauptthaare, das Gesicht glatt rasirt, die feinen

Lippen geschlossen, das Auge gerade auf den gerichtet, mit dem er sprach. Um seinen Mund spielte leichter Hohn, eine Verachtung sondergleichen schoß aus seinem Auge von oben herab auf mich nieder und er sagte: ‚Bitte! Sie haben freie Wahl: Lernen Sie bei dem Lehrer, den Sie für fähiger als mich halten, Sie vorwärts zu bringen. Daß Sie zu den Herren Professoren der Akademie nicht zurückkehren, weiß ich. In die Schule der Natur wollen Sie auch nicht gehen. Wohin Sie sich also wenden wollen, ist mir nicht ganz klar. Vielleicht wissen Sie indessen besser Bescheid. Aber damit Sie sehen, daß ich es gut mit Ihnen meine, rathe ich Ihnen, gehen Sie in die Ferne, ziehen Sie nach Italien, öffnen Sie Augen, Geist und Herz. Sie werden andere Menschen, andere Länder sehen. Vielleicht werden Sie unter anderem Lichte die Natur mit gläubigerem Auge betrachten. Ich hoffe es. Sie werden sich überall Ihr Brod verdienen und Gelegenheit finden, sich weiter auszubilden. Ich bedaure, daß Sie mich verlassen. Leben Sie wohl!‘

„Das Alles wurde anscheinend milde im Tone gesprochen; aber das herbe Urtheil, welches sich der Meister über meinen Charakter gebildet, trat dadurch nur um so empfindlicher hervor. Ich zog nach Italien

und Griechenland. Ich sah Bilder und Menschen, das Land und den Himmel, die Berge und Wälder und das ewige blaue Meer. Ich sah die Werke der alten Meister, der Maler und Bildhauer, die Schöpfungen der Helden des Cinque cento, Fresken in den Kuppeln und Palästen. Ich sah, dachte, empfand und arbeitete nur, um mich vor Noth zu bewahren. Ich habe gelernt zu sehen und zu beurtheilen, aber nicht zu malen. — Wende nichts ein. Ich weiß es! — Es hat nie Jemanden gegeben, der so wenig von sich gehalten hat wie ich. Ich bin ein Handlanger der Kunst gewesen mein Leben lang. Ich war nie hochmüthig, habe mir nie geschmeichelt, viel eher mich herabgesetzt, mich selbst unter das Maß gedrückt und mir nicht einmal das zuerkannt, was Andere mir zusprachen. Man nannte mich anmaßend, weil ich über Andere geringschätzend sprach, aber arrogant ist nur der, welcher mehr von sich hält, als er werth ist und dieser Selbstüberschätzung lauten Ausdruck gibt. Doch davon wollte ich ja nicht reden. Du kennst mich besser als irgend Jemand, denn Dir gegenüber habe ich mein Herz stets offen gehalten, Du konntest jederzeit hineinblicken. Ich war zwar arm, aber ich gab Dir, mein Sohn, was ich hatte. Ich rede hier von

der Armuth des Geistes und des Talents. Die spärlichen Brodkrumen, die ich mit Dir theilte, sind kaum des Hauches werth, der von unseren Lippen weht.

„Doch weiter. Ich hatte meine Ideale in Italien und Griechenland gefunden. Ich wußte, wie man geschaffen hat, wie man schaffen soll, wenn man das Rechte will. Ich betrieb meine Studien fort und nebenbei blieb mir noch immer Zeit genug, um zu arbeiten und meine Bilder an reisende Engländer zu verkaufen. Ich hatte ein hübsches Sümmchen zurückgelegt, nicht so viel, um in Rom und in den Hauptstädten der Welt zu leben, aber hinreichend genug, um in der Heimat mein Auskommen zu finden. Es wird Dir fast unglaublich vorkommen, allein in Italien, inmitten des Ewigen, Großen und Erhabenen, in dem schönsten Lande der Welt empfand ich Heimweh nach der kleinen Stadt und dem kleinen Gebirge. Es scheint, der Künstler in mir war so sehr gesättigt, daß der Mensch erwachte und sich nach der Einfachheit sehnte. So rasch als ich konnte, eilte ich nach Hause. Mein Vater war todt. Ich weinte auf seinem Grabe und auf dem kleinen Hügel nebenan, unter dem meine arme Mutter lag. Man hatte einen Stein auf ihre

Ruhestätte gesetzt. Die Buchstaben waren verwischt und der Stein selbst hie und da zerbröckelt. Ich war ja ein Künstler, hatte die Kunst vom Farbenreiben an gelernt und wollte das nun anwenden, was ich mir in meiner Jugend angeeignet. Ich entlehnte in dem kleinen Orte Meißel, Farbentopf, Farben und Pinsel, kehrte zum Friedhofe zurück, schlug den Stein zurecht, so daß die Narben entfernt wurden, er wieder glatt und schön da lag, und füllte die erloschenen Augenhöhlen der Buchstaben mit glänzendem Golde. Die Leute kamen, um zu sehen, was ich mache und murmelten: ‚Viel hat der Mann während der langen Zeit in der Fremde nicht gelernt. Er ist Steinmetz geworden und Buchstabenmaler!‘ Ich ließ sie sprechen und schwieg.

„Nur ein junges, blondes, schönes Mädchen, das ebenfalls zu dem Steine gekommen war, lächelte nicht. Sie kniete an dem Grabe nieder, weinte und reichte mir die Hand. Ich kannte sie nicht und erfuhr erst, als ich sie anredete, daß sie die Tochter eines Freundes meines verstorbenen Vaters war. Ich führte sie bis zu ihrem Elternhause, vermochte aber nur abgerissene Worte aus ihr hervorzubringen. Sie hatte durch ihr Benehmen, ihre stille Art und Weise, ihren tiefen, forschenden, lange auf einem

Gegenstande ruhenden Blick mein Herz ebenso gewonnen, als durch ihre schöne, zarte und schlanke Gestalt. Die Empfindung, welche mich bei unserer ersten Begegnung an dem Grabe meiner Eltern weich gestimmt, mag mich eindrucksfähiger gemacht haben, als ich es sonst für weibliche Schönheit war. Ich liebte das Mädchen. Rasch, wie es in meinem Wesen lag, hielt ich um sie an und erhielt ihr Jawort, wie das der Eltern. Sie war arm, ich nicht reich, wir paßten für einander. Ich beschloß, einige Zeit hindurch in dem kleinen Orte zuzubringen, da ich, für einige Jahre wenigstens, in die Lage gesetzt war, zu arbeiten, was ich wollte. Ich malte und war glücklich an der Seite meiner Frau. Nur fiel mir, später mehr als während der Zeit unseres kurzen Brautstandes, auf, daß sie durch Nichts aus ihrem Gleichmuthe gebracht wurde. Ich kann nicht sagen, daß sie gleichgültig war, denn sie zeigte Empfänglichkeit und feinen Sinn für alles Gute und Schöne. Sie hörte mit einer Aufmerksamkeit zu, daß man glaubte, die schwierigsten Abhandlungen fänden bei ihr volles Verständniß. Sie hörte und hörte, that aber nichts als dieses. Man hat mir oft vorgeworfen, daß ich mich selbst gerne reden höre und deshalb in Gesellschaft fast immer allein sprechen

wolle. Mag sein, daß ich auch diesen Fehler besitze, zu jener Zeit besaß ich ihn sicherlich. Allein es gibt auch ein in sich Hinein-Sprechen, ein inneres Lautsein, und dieses glaubte ich an meiner Frau wahrzunehmen. Ich sollte bald über ihr wahres Wesen aufgeklärt werden. In schrecklicher Weise!

„Die Arme hatte mich wohl nie verstanden. Aber geliebt hat sie mich tief und innig, das weiß ich, das fühle ich heute noch, und darum habe ich während der schweren Jahre der Prüfung, die über mich und meine arme Frau gekommen waren, geduldig ausgeharrt. Wir waren bereits ein Jahr lang verheirathet. Clara, so hieß meine Frau, hatte mir einen Knaben geschenkt. Sie erhob sich vom Krankenlager und sah mich an, wie sie mich immer angesehen, aber noch starrer, noch regungsloser als sonst. Sie sprach kein Wort mehr und bewegte nur die Lippen. Hörte sie mich nicht oder verstand sie nicht den Sinn meiner Worte? Ich erschrak! Angst befiel mich. Dieses Stieren und Schauen ins Leere erregte meinen Verdacht. Ich eilte zu ihren Eltern und bestürmte sie mit Fragen. Sie sanken auf die Kniee und gestanden, daß Clara geisteskrank wäre, es schon früher gewesen sei, von ihrer Jugend an, dem Jahre, in welchem sie Jungfrau wurde. Die

Frage: ‚warum habt Ihr mir dies nicht mitgetheilt‘, stand, obwohl sie nicht über meine Lippen kam, so deutlich in meinen Augen, daß die Eltern hinzufügten: sie hätten nicht den Muth gefunden, mir die Wahrheit zu gestehen. Das Mädchen sei stets während der Zeit ihrer Krankheit so still gewesen, sie habe mich so sehr geliebt und ich sie, daß sie unserem Glücke nicht im Wege stehen wollten. Und dann habe die Krankheit Clara's eine eigenthümliche Form. Die Geistesabwesenheit währe immer nur ein Jahr und im darauffolgenden erfreue sich das arme Geschöpf vollkommener Gesundheit. Dieser Umstand, meinten sie, würde mich, der ich ihr Kind so sehr liebe, theilweise wenigstens für das Mißgeschick, an dem sie doch nicht die geringste Schuld trage, entschädigen und ich würde es ruhiger ertragen.

„Ich hätte bitter zürnen können, weinte aber. Armes Weib! An mich, das kann ich sagen, dachte ich nicht. Nur der Gedanke erfüllte mich, wie ich dem armen Geschöpfe, das sich mir zugesellt und augenscheinlich von seinem Zustande keine Kenntniß hatte, dienlich und förderlich sein könne. Ich ließ Aerzte kommen. Sie schüttelten das Haupt. Ich reiste nach der Hauptstadt und bat die berühmtesten Professoren um Rath. Keiner konnte Hilfe schaffen,

nicht einmal Hoffnung geben, da die Geburt des Kindes den Zustand der Frau nicht verändert habe und das Leiden wiedergekehrt sei. Ich habe große Opfer gebracht. Diese wie die Auslagen für meine Einrichtung, zehrten das kleine Capital, das ich besaß, vollständig auf. Was sollte ich thun? Ich mußte Weib und Kind in dem kleinen Orte, unter der Obhut der Eltern meiner Frau zurücklassen und wieder nach dem Wanderstabe greifen. Das war die Zeit, wo ich von Dorf zu Dorf zog, von einer kleinen Stadt zur andern, und Bürger und Bauersleute porträtirte. Was ich ersparte, sendete ich den Eltern meiner Frau. Es war nicht viel, aber es reichte hin. Von Zeit zu Zeit kehrte ich zurück, um meinem Weibe die Hand zu reichen und mein Kind an das Herz zu drücken. Kaum daß ihre Lippen sich öffneten, daß ihre Augen mich theilnahmsvoller ansahen als andere. Sie schwebte ruhig hin und her, saß Stunden lang, Tage lang einsam, nähte und verrichtete andere leichte häusliche Arbeiten, pflegte ihr Kind, aber nur in der Art, als ob die Gewohnheit ihre Gliedmaßen in Bewegung setze, als ob eine unsichtbare Gewalt, sie fortschiebend, hinter ihr her wäre, und der eigene Geist nicht im Spiele sei. Das war ein Anblick zum Herzbrechen. Ich hielt ihn nie

lange aus, zog wieder fort, arbeitete, kam wieder und zog wieder fort.

„Endlich war das Jahr abgelaufen, und eines Tages trat in dem Orte, in welchem ich mich eben befand, in die Stube, wo ich arbeitete, meine blonde, junge, schöne Frau, das jährige Kind in den Armen. Sie näherte sich mir lächelnd, reichte mir ihren Mund, gab mir das Kind, damit ich es betrachte und küsse, legte Hut und Tuch ab, setzte sich zu mir und sprach. Ich hörte sie wieder sprechen und Thränen stürzten aus meinen Augen! Ich sank zu den Füßen der armen Frau und weinte wie ein Kind.

„Ob ich mich freue, sie wieder zu sehen? sagte sie. Warum ich ferne sei? Sie hätte nicht länger von mir getrennt bleiben können und sei deshalb zu mir gekommen. Ob ich ihr zürne?

„Laß mich kurz sein. Jahr um Jahr verging. Ein Jahr hohen Glückes folgte dem Trauerjahre, während dessen meine Frau, vom Wahnsinne befallen, dahin lebte wie eine Pflanze, die nichts bedarf als Licht und Sonnenschein, ein Krümchen Erde und etwas Thau, der vom Himmel fällt. Ich nahm das Geschick, wie es mir geworden war, arbeitete und hoffte, vergebens. Ihre Kräfte schwanden langsam, aber sichtlich. Sie verwelkte wie eine Blume und

das Kind welkte mit. Ich hatte sie im letzten Jahre länger als gewöhnlich bei mir gehalten. Ich hoffte noch immer! Allein die Geistesstörung trat doch wieder ein. Ich brachte sie zu ihren Eltern und wollte nicht von ihr scheiden. Doch der Zuspruch Aller und unsere Nothlage nöthigten mich, sie zu verlassen. Ich habe sie nicht wiedergesehen. Sie starb, sagten die Leute und fast zur selben Stunde mit ihr das Kind, indem Beide den Kopf senkten, immer tiefer senkten und ihn nicht wieder aufrichteten."

Coniere weinte bei diesen Worten, und als Elfner ihn bei der Hand nahm, zog er ihn zum ersten Male, seit die Freundschaft sie aneinander kettete, an seine Brust und küßte ihn auf die Stirne.

„Ich habe," sprach er, als der Thränenstrom zurücktrat, „seither die berühmtesten Aerzte gesprochen. Keiner konnte mir Aufklärung über die Form des Wahnsinns meiner Frau geben. Als ich wieder allein in der Welt stand, zog ich hierher, versuchte als Künstler aufzutreten, sah aber, daß ich Handwerker geworden war. Ich hatte während der Jahre, da ich von Dorf zu Dorf gezogen, verlernt, künstlerisch zu schaffen."

„Nicht doch, nicht doch!" rief Elfner.

„Du hast Dich ja seitdem wieder emporgeschwungen.“

„Zum Lehrer, mein Sohn, aber nicht zum Künstler.“

„Du hast Schönes geschaffen!“

„Im Geiste Anderer vielleicht, nach dem Muster, das Andere ersonnen!“

„Die echte, die wahre Kunst leuchtet aus Allem, was Du gemacht.“

„Laß uns heute nicht darüber streiten. Es ist nicht die Rede von dem, was ich bin und was ich kann. Ich wollte Dir nur erzählen, warum ich bin, wie ich bin und auf welche Art ich es geworden. Sprich nicht! Ich weiß, was Du mir sagen willst, und Du fühlst, wie theuer Du mir bist.“

III.

Das Verhältniß Coniere's und seines Adoptivsohnes und Schülers war eigenthümlich. Coniere hatte für ihn gesorgt wie ein Vater, ihn erzogen und unterrichtet. Im Beginne, als er selbst nicht über hinreichende Mittel verfügte, um für den Knaben Alles thun zu können, bot er den Kreis seiner Bekannten auf, ihm beizustehen. Er verschaffte Elfner bei reichen Familien freien Tisch. Die Wohnung theilte er mit ihm, so gut es eben ging. Er ließ ihn die Schule besuchen, ertheilte ihm nebenbei Unterricht im Zeichnen und Malen, bemühte sich unausgesetzt, Einfluß auf den Geist und das Herz des Knaben zu gewinnen, weckte dessen Ehrgefühl und erzählte ihm stundenlang von Italien und Griechenland, den großen Meistern, den erhabenen Werken der Kunst. Während der Sommermonate

ließ er sich von ihm bei seinen Ausflügen in die Alpen begleiten. Sie gingen meist zu Fuße. Wo sich ein lohnender Ausblick aufthat, blieb Coniere stehen und machte Elfner auf die Schönheiten der Natur aufmerksam. Des Abends kehrten sie in den Gasthäusern, wo sich die Leute aus dem Volke zusammenfanden, ein. Mit diesen verkehrte Coniere am liebsten. Mit ihnen wußte er zu sprechen und mit ihnen kam er selten in Streit. „Sie sind ganz, was sie sind," sagte er, „und mehr verlange ich nicht." Waren sie allein in einem bescheidenen Stübchen des Wirthshauses oder, was manchmal vorkam, auf dem Strohlager in einer Alpenhütte ausgestreckt, so rief Coniere dem Knaben die Gruppen in das Gedächtniß, welche die Landleute unwillkürlich, und doch so als ob sie Modell gesessen wären, gebildet hatten. Er besprach mit ihm das Charakteristische in den Physiognomien der Leute, die Art, wie sie sich gaben, wie sie sprachen, saßen und tanzten. Er erschloß ihm die Seele des Volkslebens.

Später, als Elfner größer geworden und sich die nöthige Vorbildung angeeignet hatte, wußte es Coniere durchzusetzen, daß er in die Akademie aufgenommen wurde. Allein er sorgte dafür, daß der Unterricht in der Hochschule der bildenden Kunst,

welcher übrigens nicht mehr so einseitig wie in der Jugendzeit Coniere's ertheilt wurde, in der Werkstatt des Künstlers die Ergänzung fand. Coniere hatte von früheren Reisen her zahlreiche kleinere Kunst- und Kunstindustrie-Gegenstände heimgebracht, auf deren Schönheiten er den Jüngling unausgesetzt aufmerksam machte. Während der Erziehung desselben vollzog sich in Coniere selbst eine Wandlung. Er verwendete mehr Sorgfalt auf seine Person, kleidete sich besser, hielt sich würdiger und vermied sorgfältig, sich eine Blöße vor seinem Adoptivsohne zu geben. Er bemühte sich, Einfluß auf dessen Geist und Herz zu gewinnen. Der Jüngling hing denn auch mit wahrhaft rührender Verehrung an Coniere. Daß sie einander liebten, sagten sich die Beiden nie. Jedes Ueberwallen der Empfindung wurde fast ängstlich in ihrem Verkehre vermieden. Aber was sie nicht sagten, das konnte man in ihren Blicken, an ihrem Eifer, Alles zu thun, was dem Anderen Freude bereitete, erkennen. Der Fleiß Elfner's, das Streben, zu lernen und vorwärts zu kommen, war fast unerhört. Er lebte nur der Kunst und seinem Lehrer und machte derartige Fortschritte, daß er stets mit dem ersten Preise ausgezeichnet wurde und als der vorzüglichste Schüler galt.

Inzwischen war die Umwandlung der Stadt und der Aufschwung der Kunst in derselben eingetreten. Trotzdem Coniere bei den tonangebenden Künstlern nicht sehr beliebt war, zog man ihn vielfach zu Rathe. Sein Urtheil war sicher und treffend. Was er als gut und schön bezeichnete und empfahl, konnte mit Sicherheit als solches angenommen werden. Man trug ihm keine Professur an, um die er sich zwar nicht bewarb, welche er jedoch mit Freuden angenommen haben würde; aber man machte ihm den Vorschlag, als Lehrer an einer Kunstindustrie-Schule, die eben errichtet worden war, zu wirken. Coniere seufzte, griff jedoch mit beiden Händen nach der Gelegenheit, die sich ihm darbot, seinen Schüler vorwärts zu bringen. Er selbst hätte des Postens nicht bedurft, das Honorar, welches er für Zeichnungen von Kunstindustriellen erhielt, die stilvolle Muster suchten, war nicht gering; allein er wollte Einfluß in Kunstkreisen gewinnen. Er unternahm zu jener Zeit mit Elfner eine Reise nach Italien. Beide durchzogen das Land, Coniere das seiner schönsten Erinnerungen, Elfner jenes seiner höchsten Sehnsucht, als ob Beide Schüler wären. Trotzdem Coniere über hinreichende Mittel verfügte, wollte er doch Elfner an Einfachheit gewöhnen, ihn abhärten,

physisch und moralisch. Nur große Strecken legten sie fahrend, kleinere zu Fuße zurück.

Coniere öffnete dem Jüngling in Italien die Augen für das Volksleben, wie er es in der Heimath gethan, führte ihn von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt, wo immer er ein Wunder der Kunst kannte. Er lehrte ihn an allen großen Werken den Unterschied zwischen Kunst und Natur. Im Herbste kehrten Meister und Schüler gestärkt und gekräftigt, veredelt und gehoben in die Heimat zurück.

Elfner ward unter Coniere's Leitung ein Künstler der großen und edlen Richtung. Was Coniere angestrebt, hatte Elfner fast erreicht. Die ernsten und strengen Maler der Früh-Renaissance, die großen Zeichner, gewaltigen Componisten, waren die Vorbilder, welchen er nachstrebte. Während sich aber bei Coniere die Liebe zu dem ewig Schönen in Widerspruch gegen die Mode des Tages, das Gleißende, nur auf den Effect Bedachte umwandelte, war Elfner durch den schiefen Zug seines Meisters gewarnt, ruhig, milde geworden, anerkennend, wo ihm Gutes entgegentrat, nachsichtig richtend, wo er Verkehrtem, aber immerhin Talentvollem begegnete. Er war deshalb eben so geachtet und beliebt, wie Coniere gefürchtet und angefeindet. Indessen wollte

sich der materielle Erfolg bei Elfner, der bereits selbständig als Künstler arbeitete, nicht einstellen. Er war, der Richtung des Tages entgegen, zu streng, zu einfach, wie man sagte, zu herbe, und Farbenpracht war in der Mode! Man warf den Bildern Elfner's vor, daß sie monoton in der Farbe seien; zwar eigenthümlich erfunden, groß gedacht und ausgeführt, aber wenig gefällig. Sie hatten den Beifall der Kenner, aber nicht den Zulauf der Menge. Coniere wurde dadurch noch erbitterter gegen die herrschende Richtung. Elfner ertrug seine Stellung abseits des Stromes ruhig und suchte den Meister zu besänftigen. Er vertröstete ihn damit, die Zeit des geklärten Urtheils sei nicht ferne, sie werde sicher kommen. Um ihm den Beweis zu geben, wie bewußt und ruhig er der Zukunft entgegengehe, verkündete er ihm eines Tages, er habe die Stellung als Lehrer an einer Kunstschule angenommen, damit er, unabhängig vom Markte, seiner Kunst leben könne.

Herrschte in den Werkstätten Elfner's und Coniere's Einfachheit, Genügsamkeit und Strenge, so wurde man von der Pracht und Herrlichkeit fast geblendet, wenn man in das Atelier Steiner's eintrat. Der geniale Künstler war ein Zauberer; Alles,

was er angriff, blühte auf, als ob er es mit einem Wunderstabe berühre. Die hohen Preise, welche er schon für seine ersten Bilder erhalten, setzten ihn in den Stand, ein kleines Haus mitten in einem großen Garten außerhalb der Vorstädte, dort, wo die Häuser bereits in das Land hinausblickten, zu erwerben. Das Haus wurde erweitert, vergrößert und verschönert. Etwas entfernt davon, auf einer von den schönsten Baumpartien umgebenen Wiese entstand ein Kunstpalast, fast ein Ausstellungslocal. Dieses Atelier zierte Steiner mit den schönsten und seltensten Möbeln, Geräthen und Stoffen aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert und schuf sich eine kleine farbenprächtige Welt. Was er früher im Geiste gesehen, damit hatte er sich nun umgeben; was er früher zeichnend ersonnen und erdacht, hier war es Wirklichkeit geworden. Er lebte wie in alter längst vergangener Zeit und suchte sie künstlerisch wieder hervorzurufen. Den Farbenreichthum früherer Tage wollte er in die nüchterne Gegenwart übertragen. Er hatte sich seine Umgebung geschaffen und diese mußte ihn nun befruchten. Er betrachtete sich als Pflanze, welcher er die richtige Atmosphäre, das gehörige Licht, die entsprechende Wärme gab. Er sog den Glanz und die Farbengluth in sich ein, damit sie in seinen

Werken wiederstrahle, sah rings um sich nichts als Vorbilder, in den Menschen die Gestalten, in den Blüthen die Zierden, in den Kunstgeräthen den Schmuck seiner Werke. Er ging farbentrunken umher; der Farbenrausch glühte in seinen Augen.

Steiner war ein Kind des Glücks gewesen von Jugend auf. In einem alten, schönen, reichgeschmückten Palaste, zwar nur der Sohn des Oberaufsehers, aber doch, als ob die Räume sein Eigen wären, aufgewachsen, hatte er von Kindheit an inmitten des Schönen und Prächtigen gelebt. Sorglos, heiter und fröhlich verbrachte er seine Jugend, unterstützt von aller Welt, bewundert von seiner Umgebung. Sein Talent war frühzeitig wahrgenommen und gefördert worden. Wenn die Mittel seiner Eltern nicht hinreichten, die Kosten seiner Erziehung zu bestreiten, trat die gräfliche Familie, in deren Hause er das Licht der Welt und deren Farbenpracht erblickt, ein und sorgte dafür, daß dem kleinen Kunstgenie nichts fehle, um ein wirklicher Künstler zu werden. Er wurde in die Akademien fremder Länder geschickt, nach Paris und Italien, und machte Reisen, um sich auszubilden.

Von Paris aus hatte er sein erstes, großes Bild eingesendet. Es wurde ausgestellt, und die Wirkung

war die eines Sonnenaufganges. Das Bild wurde um einen in jener Zeit außerordentlichen Preis gleich am ersten Tage der Ausstellung angekauft. Mit großer Leichtigkeit schuf Steiner ein Werk nach dem andern, und eines Jahres Arbeit reichte hin, die Mittel für den Bau des Palastes zu bieten, der eine Sehenswürdigkeit bildete und Anziehungskraft auf Alle ausübte, die sich für Kunst interessirten.

Nicht nur der Maler, auch der Mann war vom Glücke begünstigt. Die Frauen wurden die Herolde seines Ruhmes; die schönsten Frauen der Stadt huldigten ihm. Er liebte sie alle als Maler, als Künstler. Die Schönheit zog ihn an; er sank zu ihren Füßen, aber das Herz des Mannes blieb frei, unabhängig. Er wollte anziehen, aber keine Bande tragen; er liebte die Schönheit, aber nicht die Schönen; er sah in den Frauen nur Modelle, bewunderte und benützte sie für seine Bilder. Steiner bewahrte Uneigennützigkeit den Männern wie Uneigennützigkeit den Frauen gegenüber; der Mann wollte nichts, der Künstler Alles.

In dem reichen, großen Atelier saß der Künstler eben an der Staffelei, als der phantastisch gekleidete Negerknabe, welchen er aus Afrika mitgebracht und der die Aufgabe hatte, Besuche anzu-

melden, eintrat und Steiner eine Karte überreichte. Der Künstler besah dieselbe und sagte zu dem Mohrenknaben:

„Ich kenne den Mann nicht!“

„Herr, sehr reich sein! Viel Sclaven besitzen, viel Elephanten, Elfenbein und Diamanten! Viel, sehr viel Diener, Häuser, Garten, ganze Länder! Mir Alles zeichnet. Herr sagen, Meister sollen ihn malen!“

Steiner betrachtete die Karte, auf welcher „Mr. Anthony Zalperl Esqu.“ stand, nochmals, lächelte und sagte:

„Er soll hereinkommen!“

Der alte Gobelin, welcher den Eingang verdeckte, wurde von dem Negerknaben zurückgeschlagen und ein großer, bleich und leidend aussehender Mann, schwarz gekleidet, gravitätisch, in der Art, wie man ehedem die Engländer auf dem Theater darstellte, trat ein. Er nickte leicht mit dem Kopfe, ohne daß sich sonst ein anderer Theil des Körpers bewegte, sagte: „Good day!“ schritt auf den Künstler zu und wollte ihm die Hand reichen: allein Steiner machte sich mit der Palette, die er bei Seite legte, zu schaffen und that, als bemerke er die Handreichung des Fremden nicht. Er wies auf ein

Tabouret, unweit der Staffelei, hin, um den Fremden einzuladen, Platz zu nehmen. Dieser aber drehte sich langsam wie eine Gliederpuppe rund um sich herum und betrachtete die Ausstattung des Ateliers. Die wenigen Worte, die er sprach, brachte er halb englisch, halb deutsch hervor, aber das Englische wie das Deutsche klangen gleich fremdartig. Was er sagte, war gewöhnlich, die Betonung falsch. Er sprach nicht wie ein Mann, der den gebildeten Kreisen angehört. Es schien, daß er weder der einen, noch der anderen Sprache mächtig war, sondern beide wie ein Fremder handhabe, welcher die Art, sich auszudrücken von seinen Kutschern gelernt habe. „By Jove! Schön, wirklich schön!" Diese und ähnliche Sätze wiederholte er öfter und ließ jedem Ausrufe eine Art Grunzen folgen, unarticulirte Laute, die Steiner nicht zu enträthseln vermochte. Er betrachtete den neugierig umherblickenden Mann aufmerksam und lächelte, doch so, daß es der Fremde nicht bemerkte und dadurch nicht verletzt werden konnte.

„Sie wünschen von mir?" sagte Steiner.

„Ich bin aus Indien, tausend englische Meilen von Calcutta entfernt, wo ich große Ländereien besitze, große Reichthümer, ein ganzes Königreich,

nach dem kleinen europäischen Zollstabe gemessen. Ich habe mir für die kurze Zeit, welche ich hier zubringen will, ein Haus gekauft. Das Klima ist hier schlecht, es wird mich vertreiben. Ich bin fortwährend unwohl, muß immer husten. Ich bin gewohnt an die Wärme Indiens und an den englischen Comfort, an meine Elephanten, meine Diener, meine Palmen und Bananen. Mein Haus hier möchte ich gerne schmücken. Es soll bei mir aussehen wie bei den reichen Leuten, die nicht so reich sind wie ich. Ich möchte gerne von dem berühmtesten Maler dieser Stadt ein Bild haben. Mein Bild! Wollen Sie mich malen? Was kostet das?"

Steiner beobachtete den Mann und forschte, was in dieser vielfach zusammengesetzten Persönlichkeit, deren Einzelheiten nicht stimmten und erst wie ein Knoten entwirrt werden mußten, eigentlich das Ursprüngliche sei; allein er konnte sich nicht sofort zurechtfinden. Wäre an ihn in besserem Deutsch oder Englisch von irgend einem Anderen das Ersuchen, ein Porträt anzufertigen, in dieser Art gestellt worden, hätte er angesichts solcher Gestalt und Physiognomie sofort, wie er es zu thun pflegte, gesagt, daß er in diesem Augenblicke nicht im Stande sei, dem Wunsche zu entsprechen, da ihm seine Be-

schäftigung nur selten erlaube, Porträts zu malen. Als menschliche Gestalt betrachtet, hatte die Figur für Steiner nichts Anziehendes und Fesselndes; im Gegentheile, der Mann stieß ihn ab. Allein das Fremdartige reizte wenigstens seine Neugierde. Deshalb ließ er sich mit Mr. Anthony Zalperl Esqu. in ein Gespräch ein, kreuzte die Arme, sah ihm scharf in das Gesicht, ließ den Blick über die hagere, trockene Gestalt von deren Kopfe bis zu den Füßen gleiten und lenkte das Gespräch auf die Bananen und Palmen, Elephanten und Diener. Das war das Feld, auf welchem sich der Künstler und der Fremde fanden. Wenn auch der Mann, dachte Steiner, nicht zu gebrauchen ist, so sind es vielleicht seine Elephanten.

„Ich weiß nicht," sprach der Künstler, „ob ich Zeit finden werde, Sie zu malen. Vielleicht bieten sich mir einige freie Stunden. Ich will Ihnen deshalb nicht entschieden Nein sagen."

„Wie viel würden Sie verlangen?"

„Darüber wollen wir sprechen, wenn ich Ihr Bild vollendet habe. Doch sagen Sie, haben Sie alle Ihre Schätze und die merkwürdigen Gegenstände, von denen Sie sprachen, in Indien gelassen, oder haben Sie Einiges hierher gebracht?"

„Ich habe Manches mitgebracht. Wollen Sie

mich besuchen? Ich will Ihnen Alles zeigen. By Jove, es wird Ihnen gefallen! Es sind sehr schöne, theure Sachen darunter. Ich habe einen prachtvollen alten Rajahschmuck: Brillanten, Saphire, Rubine und Smaragde. Es ist eine merkwürdige Zusammensetzung. Man kann ihn als Diadem, als Halsband, als Armband und als Gürtel tragen, je nachdem man an einer Feder drückt. Es ist eine wunderbare Construction! Ich lege den Schmuck täglich auseinander und setze ihn dann wieder zusammen. Es macht mir große Freude. Dann berechne ich, wie viel jeder einzelne Theil werth ist und wie viel die Theile in dieser oder jener Zusammensetzung. Ich habe auch kostbare Schnitzereien aus Elfenbein, Schüsseln aus Silber und Gold, sehr große Elephantenzähne! Zwei der größten habe ich zu einer Zimmerwache vereinigen lassen. Sie werden von Jedem, der mich besucht, außerordentlich bewundert. Jeder einzelne Zahn steht auf einer Schraube bei einem der Thürpfosten. Wenn ich den Besuch nicht annehmen will, legen sich die zwei Elephantenzähne übereinander, und kein Mensch kann in mein Zimmer eintreten. Wenn mir der Ankommende willkommen ist, legen sich die Zähne auseinander, beugen sich nach rechts und links und krümmen sich gleichsam zu den Füßen des Ankommen-

den.“ Mr. Anthony Zalperl Esqu. lachte dabei in tiefem Tone, hektisch und dumpf, so laut, als es ihm seine schwache Brust gestattete, und grunzte, was ihm großes Vergnügen zu bereiten schien.

„Kann ich diese Herrlichkeiten betrachten?“ fragte Steiner lächelnd.

„Es wird mir ein großes Vergnügen sein,“ sagte der Fremde, „und die Elephantenzähne werden sich vor Ihnen sicherlich öffnen. Darf ich Sie für morgen zum Dejeuner einladen? Ich besitze, by Jove! die besten Weine, den feinsten Cognac, fine Champagne, die theuersten Cigarren!“

„Ich kann nicht versprechen, ob ich Sie zu der angegebenen Zeit besuchen werde,“ meinte Steiner, „aber ich will versuchen, Sie nach meiner Arbeit gegen 5 Uhr Nachmittags in Ihrem Hause zu finden.“

Der Fremde erhob sich etwas schwer, stellte sich aber, als er stand, kerzengerade auf und reichte Steiner die Hand, welche dieser jetzt leicht berührte.

Der Mohrenknabe schlug rasch den Gobelin wieder zurück. „Good bye!“ sagte der Fremde, und Steiner setzte sich lächelnd nieder. Als er annahm, daß Mr. Anthony Zalperl Esqu. sich außerhalb des Hauses befinde, lachte er laut. Er lachte über die

Ohren des Mr. Anthony Zalperl Esqu. Der Maler, gewöhnt, sofort alle Formen eines Menschen zu studiren, hatte noch nie zwei so große, weitabstehende Ohren gesehen als jene, mit welchen der Mann, ein Drittheil Engländer, ein Drittheil Indier und ein Drittheil — was? wußte Steiner noch nicht — geziert war.

Kurz nachdem der in Bezug auf seine Nationalität zweifelhafte Mann das Atelier Steiner's verlassen hatte, meldete der Mohrenknabe einen anderen Besuch an.

„Du weißt, daß meine Sprechstunde noch nicht gekommen ist," sagte Steiner.

„Weiß, Herr. Aber Mann sieht bekümmert!"

„Wo ist seine Karte? Wie heißt er?"

„Nicht gesagt."

„Du protegirst?"

„Nein, Herr. Thut wehe, Jemanden abweisen, der Hilfe sucht."

„Hat der Herr eine Andeutung gemacht, daß er bedürftig sei?"

„Muß man sagen? Sieht man nicht?"

„Nun denn, Kind, lasse den Herrn eintreten."

„Sie sind es, Herr Heller!" rief Steiner, als der Mann eintrat. „Was wünschen Sie?"

Der Angeredete war ein noch ziemlich junger, hochgewachsener Mann, der das spärliche braune Hauptthaar hinter die Ohren gestrichen trug. Das Gesicht glatt rasirt, die kurzsichtigen Augen mit Brillen bewehrt, gaben ihm das Aussehen eines Schullehrers. Seine Haltung erschien etwas gebückt, die rechte Schulter bedeutend höher als die linke, aber man sah, daß der Mann eigentlich nicht schief gewachsen sei, sondern durch langes, unausgesetztes Sitzen am Schreibtische die Haltung angenommen habe. Sein Anzug war einfach, abgetragen, und ein scharfes Auge hätte entdecken können, daß er nicht ganz reinlich gehalten wurde. Der Mann hielt sich und sprach nicht unterwürfig und demüthig, aber artig und zuvorkommend. Seinem ganzen Wesen war ein zaghafter, furchtsamer Zug eingeprägt. Er sprach gedrückt, im Tone der Bitte.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte der Maler.

„Ich weiß nicht, ob ich mit meinem Anliegen hervortreten darf. Nehmen Sie es nicht als Zudringlichkeit; allein ich wollte doch nicht unterlassen, Sie zu bitten, mir Ihre Gunst zu erhalten.“

„Inwieferne bedürfen Sie meiner Gunst?“ fragte liebenswürdig der Maler. „Setzen Sie sich doch!“

Auf demselben Tabouret, das kurz vorher Mr. Zalperl eingenommen hatte, nahm nun Heller Platz. „Ich bin,“ sagte er, „wie Ihnen vielleicht bekannt sein wird, Rechnungsrath, habe eine Frau und zwei Kinder.“

„Ah, Sie haben auch Kinder?“ warf Steiner ein.

„Zwei schöne Kinder. Einen Knaben von sechs und ein Mädchen von vier Jahren. Liebe, gute Kinder.“

„Und eine sehr schöne Frau. Wenn ich nicht irre, habe ich sie bei dem letzten Künstlerfeste gesehen.“

„Ich glaube . . .“ entgegnete Heller erbleichend. „Meine Frau wenigstens . . . Meine Stelle bringt mir nicht genug ein, um meine Familie anständig erhalten zu können. Zwar, wenn wir so dürftig wie einige meiner Freunde, welche ebenfalls kleine Einkünfte haben, leben wollten, leben könnten . . . Doch das dürfte Sie nicht interessiren, Herr Steiner. Erlauben Sie mir deshalb, um Ihre Zeit nicht zu sehr in Anspruch zu nehmen, meine Lage kurz auseinanderzusetzen. Ich pflege, die Nachmittags- und Abendstunden ebenfalls der Arbeit zu widmen, führe die Administration einiger Häuser und besorge das Rechnungswesen der Künstler-Gesellschaft. Diese

Nebenbeschäftigung ermöglicht mir, die Kosten unseres Haushaltes zu bestreiten. Nun, eine Veränderung, ein neuer Vorstand der Künstlergesellschaft ..."

„Wo denken Sie hin, Herr Heller!"

„Verzeihen Sie. Man kennt Ihre Güte und Liebenswürdigkeit und rühmt sie aller Orten. Allein, ich konnte mich doch heimlich der Besorgniß nicht entschlagen ..."

„Sie meinten ...! Vorerst bin ich noch nicht Präsident der Künstlergesellschaft," rief Steiner lachend. „Was kann Alles dazwischen kommen! Die Wahlbewegung geht hoch, wirft riesige Wogen. Man bekämpft meine Candidatur, hat einen Gegencandidaten aufgestellt, einen ausgezeichneten Mann, der aller Anerkennung und aller Ehren werth ist, mehr werth ist als ich, und den ich mit großer Freude an der Spitze unserer Gesellschaft sehen würde."

„Ich habe mir," sagte Heller, „Mühe gegeben, das Stimmenverhältniß festzustellen, habe überall hingehört, bei allen Zusammenkünften die Stimmberechtigten gezählt, und es steht außer allem Zweifel, daß Sie, Herr Steiner, für die nächsten drei Jahre Vorstand der Künstlergesellschaft werden. Ich wollte Sie nun bitten, daran zu denken, daß ich ..."

„Daß Sie die Bücher der Gesellschaft weiter führen? Das versteht sich von selbst! Wir sind glücklich, Sie zu besitzen! Sie haben Ordnung in das verwickelte Rechnungswesen gebracht. Halten Sie nur die Bücher auch ferner so musterhaft. Könnte ich doch Unterricht bei Ihnen nehmen! Doch nein! Sie hätten einen schlechten Schüler. Ich glaube nicht, daß ich noch fähig bin, mir das Haushalten anzugewöhnen. Ich könnte Ihnen nicht einmal genau angeben, was ich einnehme und was ich ausgebe . . . Gewiß, Herr Heller! Wir werden, wenn ich von dem Scepter im Reiche der bildenden Künste Besitz ergreife, Sie mit Ihrer Würde von Neuem belehnen, und Sie werden nach wie vor unsere kleinen Interessen und unser — großes Capital ziffernweise feststellen! Also es kostet so viel, eine kleine Familie wie die Ihre zu erhalten? Und dabei machen Sie, wie mir scheint, keine unnützen Ausgaben, leben einfach und zurückgezogen."

„Ich selbst," sagte Heller . . . „Gewiß, Herr Steiner! Wir leben recht einfach. Allein, unsere Einkünfte sind klein."

„Kann ich Ihnen sonst irgendwie dienen?"

„Ich danke verbindlichst . . . Ich wüßte nicht . . .

Wenn Sie vielleicht erlauben würden . . . Doch nein . . ."

„Sprechen Sie?"

„Meine Frau hat, da sie weiß, daß ich mich der Ehre erfreue, von Ihnen gekannt zu sein, den Wunsch ausgesprochen, ich möge Sie bitten, daß Sie ihr die Gunst gewähren . . . das Atelier zu besichtigen."

„Mit größtem Vergnügen, Herr Heller! Es wird mich freuen, Ihre Frau hier zu sehen. Die Tage der Woche, an welchen ich Fremde in meinem Atelier empfange, sind Ihnen doch bekannt?"

„Gewiß, Herr Steiner."

„Sagen Sie Ihrer Frau, sie möge kommen, wann es ihr gefällig ist. Sie aber werden getrost weiter rechnen können, bis unsere Cassa unerschöpflich geworden ist. Ich wünsche, daß Sie dereinst in den Millionen, die heute noch nicht in ihr vorhanden sind, zu unserem Nutzen wühlen!"

Heller entfernte sich, wie er gekommen. Steiner sah ihm mitleidig nach. „Armer Mensch!" sprach er vor sich hin und arbeitete dann weiter. Es duldete ihn aber nicht mehr lange an der Staffelei. Zwei Vorfälle beschäftigten nun seine Gedanken, die

indischen Schätze und die schöne Frau Heller, deren Bild vor ihm aufgetaucht war. Er hatte sie nur einmal gesehen, aber mit Wohlgefallen lange Zeit hindurch betrachtet. Sie stand nicht mehr in der ersten Jugend, war aber für ein Modell, dessen Steiner bedurfte, wie geschaffen. Er arbeitete eben an einem Bilde, das eines seiner Hauptwerke werden sollte. Das Modell für die Hauptfigur zu finden, war ihm bisher nicht gelungen. Das Bild sollte die Ceres darstellen, welche ihre Gaben an das versammelte Volk austheilt; Ceres, im Mittelpunkte auf einem Hügel, den die schönsten Frühherbstblumen üppig zieren, so daß sie sich leicht um die weißen Füße der Göttin schlingen.

Der Maler liebte den Herbstton in seinen Bildern. Das frische, saftige Grün des Frühlings, das Keimen und Werden, das Unfertige und nur Angedeutete fanden an ihm keinen Bewunderer. Er war der Maler der vollen Pracht, der Ueberreife, welcher schon die ersten leichten Runzeln aufgedrückt sind; der Maler des leichten Welkens, der goldigrothen, gelbfahl schimmernden Blätter; der letzten Rosen, der Trauben, deren Beeren der erste Frost zusammengezogen hat, der Astern, der letzten Sterne der Blumenwelt, der strotzenden goldenen Aehren,

die durch ihre Last herabgezogen werden, des rothen Weinlaubes; der Creatur, die sich der Lust am Genusse bewußt ist und doppelt leben will, ehe sie vergeht.

Diesen Charakter trug auch die Erscheinung der Frau Heller. Sie war groß, fast zu groß, schlank und üppig zugleich; blond, schwarzäugig; die Züge fein geschnitten wie eine Camee und doch nicht scharf; sie besaß eine Taille zum Umspannen, Hüften prachtvoll ausgeladen. Sie wäre fast noch jugendlich erschienen, wenn nicht ein leichter Ansatz des Unterkinns und einzelne Risse um die Augenwinkel die Ueberreife angezeigt hätten. Man hätte sie vollendet schön nennen können, wenn ihre Hände und Füße nicht aus der Art geschlagen wären. Frau Malvine war die Tochter einer armen Familie und hatte von Jugend auf im Hause hart arbeiten müssen. Die weißen Hände der Blondine litten dadurch, wurden ausgearbeitet, groß, runzelig, faltig und roth. Kein Mittel war im Stande, die Spuren jener angestrengten Thätigkeit zu verwischen. Sie trug deshalb stets Handschuhe und, wie auch die Mode gebietend auftreten mochte, immer lange Kleider, die ihre Füße bedeckten. Sie ließ diese nie sehen, denn sie waren groß und breit.

Diese Frau sollte Steiner's Ceres werden. Schwierigkeiten, sie zu bewegen, Modell zu sitzen, waren wohl nicht vorhanden, da die Bitte, das Atelier Steiner's besuchen zu dürfen, das Vorhaben des Malers erleichterte. Doch die Phantasie Steiner's beschäftigte sich nicht zu lange mit der Figur der Ceres. Sie schweifte bald von der Gestalt ab und flog zu den indischen Herrlichkeiten des Mr. Zalperl. Elephantenzähne und Pfauen eilten herbei, der Schmuck der Rajah-Fürstin umschlang den vollen Hals, die Arme und das Haupt der blonden Ceres. Aus der goldenen Gebieterin des Herbstes wurde eine dunkle indische Fürstin. Die üppigen Frauen und Schnitter, welche sich um Ceres gelagert hatten, verwandelten sich in indische Große und deren reich costümirte Diener. Das Ceresbild wurde rasch zur Huldigung der Begum Somru. Ein neues Bild stand vor dem Geiste des Malers. Er hatte nicht nur eine Mittelfigur für das Ceresbild, sondern auch die Composition eines neuen Werkes empfangen, an das er vorher nicht gedacht hatte. Er sprang auf, ergriff die Kohle, trat vor eine große Leinwand und zeichnete die Umrisse der indischen Scene. „Der Mann zahlt gut!“ rief Steiner lächelnd. „Mr. Zalperl hat

mir ein neues Bild gebracht, mich im vorhinein in einer Art honorirt, die ich mit Dank annehme. Nun will ich sein Porträt malen. Das Honorar werde ich selbst bestimmen."

IV.

Heller hatte das Atelier Steiner's erregt verlassen. Er war beruhigt und beunruhigt zugleich. Beruhigt, weil er Gewißheit hatte, daß ihm das Einkommen seiner Stellung als Rechnungsführer der Künstlergesellschaft erhalten bleiben werde; mißvergnügt darüber, daß er den dringenden Bitten seiner Frau nachgegeben und Steiner gebeten hatte, Malvinen den Besuch des Ateliers zu gestatten.

Heller war ängstlich und mißtrauisch. Sein vergebliches Ringen nach einem ausreichenden Erwerbe, seine unausgesetzte Thätigkeit, die doch nur spärlich gelohnt wurde, hatten ihn verzagt gemacht. Bei jedem Anlasse erwachte in ihm die Besorgniß, auch noch das zu verlieren, was er besaß. Er war überempfindlich geworden im fruchtlosen Kampfe, erregbar, leicht verletzt und sah überall Gering-

schätzung. Der Gruß eines Bekannten, wenn er nicht in gewohnter Weise erfolgte, die Ansprache eines Vorgesetzten, wenn sie ihm knapper und kühler als gewöhnlich vorkam, riefen Befürchtungen in ihm wach. Diese Saite, wenn sie einmal in ihm berührt worden war, zitterte endlos nach. Seine Phantasie rief Gespenster in Unzahl hervor. Er dachte nach und grübelte, was die Ursache der Kränkung gewesen sein könne. Er fand sie immer in sich, nie in Anderen. Worin mochte er es versehen haben, was hatte man mit ihm vor, warum wollte man ihm, dem armen Manne, Leides anthun? Das Alles spielte unter der ruhigen, glatten Oberfläche seines Antlitzes. Dieses verrieth fast nie die Bewegung in seinem Innern. Den Rest seiner moralischen Kraft bot er auf, sich nicht zu verrathen, nicht sichtbar werden zu lassen, was in ihm vorgehe. Es gab Stunden und Tage, während denen er sich für einen schuldbeladenen Mann hielt. Wenn er sich aber überzeugte, daß er zu schwarz gesehen, brachte ihm die Gewißheit, geirrt zu haben, nur für kurze Zeit ein Aufathmen. Der Verfolgungswahn, von welchem Heller, wenn auch nur in leichtem Grade, befallen war, sucht stets neue Nahrung. Wenn der Krankhafte in der Rechten festhält, was

er zu verlieren befürchtet, greift er nach der Linken und ist außer sich, wenn sie leer ist.

Rechnungsführer zu bleiben, durfte Heller also hoffen. Es hatte ihn einen Augenblick lang auch mit Freude erfüllt; allein seine Frau sollte das Atelier Steiner's besuchen, und dieses Atelier betrachtete er für eine noch junge, schöne Frau, und besonders für Malvine, als den Ort des Verderbens. Er wollte um die Frau kämpfen und ringen, die er noch liebte, die er außerordentlich geliebt hatte. Er machte sich Vorwürfe, daß er so schwach gewesen war, der Neugierde, welche sie seit Jahren nach dem Atelier Steiner's trieb, freie Bahn gegeben zu haben. Warum hatte er aber den Wunsch seiner Frau kurz vorher selbst ausgesprochen? Er wollte sich endlich Ruhe schaffen, dem unaufhörlichen Bitten und Drängen der Frau ein Ende machen; dann aber reizte ihn auch der unheimlich verlangende Zug, Malvine in solcher Versuchung zu sehen, sie zu beobachten, zu prüfen, sich zu überzeugen, ob sie der Gefahr, welche ihrer harrte, trotzen oder sich dem Zauber gegenüber schwach erweisen würde, dem schon manche Frau erlegen.

In diesem Widerstreite war Heller durch die Straßen einer entlegenen Vorstadt geeilt, fast ohne

wahrzunehmen, was sich rechts und links von ihm ereignete, was sich an ihm vorbeibewege. Mechanisch blieb er bei einem Hause stehen, blickte auf, um sich zu überzeugen, ob er auch richtig gehe, und trat in dasselbe ein. Es war eines der Gebäude, welche er administrirte. Er hatte dem Besitzer zu bestimmten Terminen die eingegangenen Zinsgelder zu überbringen; alles Andere war ihm überlassen. Auf welche Art er das Geld hereinbringe, machte dem Hausbesitzer wenig Sorge, wenn es Heller nur am rechten Tage und zur rechten Stunde abgab. Desto größere Mühe bereitete die Aufrechthaltung der Ordnung in den Häusern, die er zu überwachen hatte. Wie oft litt der Mann unter dem Jammer, der ihm an dem Tage, da er den Zins beheben sollte, entgegentrat. Es spielten sich da kleine Trauerscenen vor ihm ab, die großem Unglücke entsprangen: Thränen, Bitten zu warten, Flehen um Aufschub! Was sollte Heller thun, dem die Besitzer der Häuser einfach sagten: wer nicht zahlen kann, möge die Wohnung verlassen, wer den Zins nicht erlegen kann, dem sollen die Habseligkeiten verkauft werden! Das ist so leicht gesagt, aber der es auszuführen hat, verwünscht manchmal den Tag, an welchem er sich bewogen gefunden, Administrator eines Zins-

hauses zu werden. Es gibt vielleicht Männer mit Herzen von Stein; Heller besaß kein solches. Manchmal schon hatte er, der selbst knapp genug leben mußte, den Hausherren Gelder aus seiner eigenen Tasche als Zins der Parteien übergeben. Ja, einmal . . . . wenn Heller daran dachte, trat ihm der Angstschweiß auf die Stirn, er zitterte an allen Gliedern, sah sich um, ob nicht schon Häscher hinter ihm drein wären, um ihn festzunehmen. Er athmete erst auf, wenn er sich allein sah, und trocknete den Schweiß an seiner Stirn. Er hatte Anderen geholfen und sich selbst fast in das Verderben gebracht. Es waren darüber schon einige Jahre verflossen, aber immer noch standen die That und ihre möglichen Folgen Entsetzen erregend vor ihm.

In dem Hause, dessen Flur er eben betreten hatte, wohnte eine Familie, für welche Heller die größte Sympathie empfand. Trotzdem sie fast immer einige Zeit hindurch mit dem Wohnzinse im Rückstande war und Heller dadurch oft in Verlegenheit brachte, erschien es ihm als eine wahre Labsal, die zwei kleinen Zimmer zu betreten, welche die Familie bewohnte. Er trat, wenn ihn seine Pflicht in die Räume führte, stets mit ernstem, strengem Gesichte ein, um mit dem Ersuchen zu be-

ginnen, man möge die Güte haben, den schuldigen Betrag ihm doch endlich einzuhändigen; allein, wenn er gebeten wurde, noch einige Zeit gütigst zu warten, da er ja die Verhältnisse kenne und wisse, daß es das Erste sei, den rückständigen Zins zu bezahlen, wenn man zu Gelde gelange, waren Ernst und Würde verflogen, und Heller setzte sich in den alten, abgenützten Fauteuil neben dem Tische, um welchen die Familie versammelt war, glückselig nieder. Es herrschte in dem Kreise der schöne Geist der Ruhe, Freundlichkeit, Liebenswürdigkeit, stiller Genügsamkeit und trotz der Armuth, die hie und da hervorlugte, ein Ton bester Art. Wenn er doch in seinem eigenen Heim so glücklich wäre, sich so wohl fühlen könnte, wie in dem Kreise dieser Familie! dachte Heller.

Ein Hauch freundlichen Schmeichelns ging von der Frau, welche die Ecke des Sophas einnahm, aus. Es war eine kleine, alte Dame mit wohlgeordneten, großen, weißen Locken an den Schläfen, während die Scheitel sich wie flüssiges Silber um die hohe, schöne Stirn legten. Die Augen hatten ihr prachtvolles Vergißmeinnicht-Blau behalten, die feinen Züge Lieblichkeit, die Bewegungen Grazie. Man hatte eine Frau aus gutem Hause vor sich. In

zarter Jugend an einen bejahrten Engländer verheirathet, war sie diesem in seine Heimat gefolgt. Der Mann, Mr. Farren, lebte in den glänzendsten Verhältnissen und gewöhnte seine Frau an Reichthum, Pracht und Wohlleben. Ueberfluß herrschte jahrelang in dem Hause. Aber der Mann verlor sein Vermögen, Alles, was er besessen, durch unglückliche Speculationen, welche er stets vor seiner Frau geheimgehalten hatte. Er starb bald darauf und hinterließ Frau Farren mit fünf Kindern vollständig mittellos. Sie war mit einem Mädchen und vier Knaben in die Heimat zurückgekehrt. Die ersten Jahre hindurch lebte sie von dem Erlöse der Einrichtung und des Schmuckes, den sie in England verkauft hatte, und erzog ihre Kinder gut. Vielleicht verwendete sie mehr auf deren Ausbildung, als ihre Mittel erlaubt hätten, denn als die Tochter Emmy das achtzehnte, der älteste der Knaben das siebzehnte Jahr erreicht hatten, war Frau Farren ohne Mittel. Sie wendete sich an Bekannte und Verwandte, deren sie eine große Zahl besaß und die sie mit Zuvorkommenheit, weil sie die glänzenden Verhältnisse der Familie gekannt hatten, anfangs unterstützten; allein derlei Hilfe reicht selten aus und währt kurz. Die Familie lebte in steter Bedrängniß, in fortwährender Noth.

Endlich eröffnete sich ihr eine Hilfsquelle, dadurch, daß Emmy Farren, welche die sorgfältigste Erziehung erhalten hatte, den Entschluß faßte, Unterricht zu ertheilen, die englische Sprache zu lehren. Die alte Frau, welche selbst eine Schaar von Erziehern, Erzieherinnen und Dienstleuten aller Art gehalten hatte, litt unter dem Gedanken, daß ihr Kind vom frühen Morgen an, den ganzen Tag, Straße auf, Straße ab, Stockwerk hinauf, Stockwerk hinunter, in Häusern aller Art, Sprachunterricht ertheilen sollte. Indessen die Ruhe und Festigkeit der Tochter, welche lächelnd ihr Anliegen vorbrachte, und die Nothwendigkeit, zu ergreifen, was sich darbot, klar machte, führte zu dem Entschlusse, die Bitte Emmy's zu bewilligen, ihr eigenes Brod und jenes der Familie zu verdienen. Die Familie Farren wurde aus der Nothlage befreit, allein sorgenfrei war sie trotzdem nicht geworden. Man mußte rechnen und rechnen, theilen und wieder theilen, die Zimmerchen, kaum hinreichend, für die zahlreichen Köpfe Schlafstellen zu fassen, das Brod, welches auf den Tisch gebracht wurde, die Kleider, von welchen die Kinder ärmlich, aber reinlich bedeckt wurden.

Alles das aber ging gleichsam hinter den Cou-

lissen vor sich; den Augen der Fremden wurde es nie sichtbar. Wer in das Zimmer der Familie eintrat und diese bei dem Mittagsbrode oder Abends beim Thee um den Tisch herum versammelt fand, mußte glauben, daß er sich in einem fein gehaltenen, wohlhabenden Hause befände. Frau Farren hatte noch einen Theil des Silbergeschirres und Porzellans ihrer reichen Heiratsausstattung, die sie nach England mitgenommen, behalten. Dieses zierte stets den Tisch wie in den Häusern bemittelter Leute. In guter, englischer Art erzogen, bewegten sich Frau Farren und ihre Kinder wie vornehme Leute. Wenn die Frau, ein feines Lächeln um den Mund, Einem nach dem Andern vorlegte, dem Gaste, welcher hie und da an dem Tische saß, stets das Beste reichte und ihn mit schmeichelnder, süßer Stimme fragte, ob er von diesem oder jenem begehre, bot der Tisch, welcher durchaus nicht mit Leckerbissen bedeckt war, einen einladenden, anheimelnden Anblick. In vielen Häusern, wo Ananas und Pfirsiche die Tafelaufsätze füllen, Braten dampfen, alte, bestaubte Weinflaschen in weißen Strohkörben liegen, gewährt der Prachttisch nicht die anreizende Begier, an dem Mahle Theil zu nehmen, wie die wenigen, aber zierlich geordneten Schnittchen Fleisch, die Kartoffeln, welche in

der Schüssel dampften, die kleinen Stücke zierlich geformter Butter, der feingeschnittene, künstlich gelegte Käse, das weiße und das schwarze Brod, welche zu der liebenswürdig dargereichten Tasse Thee geboten wurden.

Frau Farren besaß die große Lebenskunst, glücklich zu scheinen und glücklich zu machen. Ein Jeder ging beruhigt und erfreut, eine schöne Stunde verlebt zu haben, aus dem Hause und sehnte sich darnach, bald wiederzukehren. Frau Farren verstand es, Jedem zu sagen, was Jeder am liebsten hörte; fein zuzuhören, sich in die Gedanken des Sprechenden zu vertiefen, aus ihm herauszulesen, worüber er am liebsten sprach, und sie plauderte ohne Absichtlichkeit, so nebenher davon, als ob es sich von selbst verstände. Sie selbst und Alles, was sie that, schmeichelte sich dem neben ihr Sitzenden ein. Dabei besaß sie in vollendeter Weise die Kunst, immer verbindlich zu antworten, nie zu widersprechen. Von ihr schied Niemand ungetröstet, hoffnungslos. Wer immer sie um eine Gefälligkeit ansprach, ging mit der Ueberzeugung von dannen, daß Frau Farren die Bitte, welche er gestellt, sicher erfüllen werde. Sie sagte immer Ja, sie sagte niemals Nein. Das brachte Frau Farren über die größten Schwierigkeiten hinweg. Sie gewann Zeit. Man sagte sich auch wohl,

welchen Zauber muß diese Frau in ihrer Jugend ausgeübt haben, wenn die kleine, alte Dame jetzt noch durch ihre feine Sitte solche Wunder wirkt.

Das war das Haus, welches Heller mit Vorliebe besuchte. Selbst auf die Gefahr hin, die Familie an die drückende Schuld zu erinnern, trat er oft ein, wenn er recht bekümmert war. Er fragte nach, ob hier oder da Etwas fehle, ob Alles in Ordnung sei, setzte sich an die Seite der Dame und trank die Tasse Thee, deren wärmender Inhalt den ganzen Menschen mit Wohlbehagen erfüllte. Seine Unruhe ließ nach, die Züge glätteten sich, in dem Auge erwachte der Funke aufgefrischten Lebens. Heller fühlte sich glücklich in dieser Stille und Ruhe, in diesem schön gezierten Neste, das die nackte Armuth so traulich zu verbergen verstand.

Heller hatte nicht wenig dazu beigetragen, daß Emmy Farren Gelegenheit erhielt, Unterricht zu ertheilen. Ueberall wo er hinkam, wo er zu thun hatte, erkundigte er sich, ob nicht Begehr nach einer englischen Sprachlehrerin sei. Wurde ein solches Ansuchen gestellt, so schilderte er die Vorzüge der jungen Engländerin in so lebhaften Farben, daß man sich rasch für sie entschied, denn, wenn Heller Jemanden lobte, dann war dieser des Lobes werth.

Emmy Farren machte dem Lobredner alle Ehre. Man konnte sich nicht leicht ein besser erzogenes Mädchen denken als Emmy. Sie war groß, schlank, blond, mit feinen Zügen, bewegte sich geräuschlos und doch sicher wie die englischen Mädchen aus den besten Kreisen, welche das Starre des britischen Wesens durch Anmuth der Formen zu mildern verstehen. Sie sprach wenig, nur, wenn sie gefragt, in das Gespräch gezogen wurde; sie sprach leise, aber scharf articulirt und vernehmlich. Emmy hatte ein mildes Lächeln im Auge und um die Lippen, aus deren Kirschröthe zwei Reihen der schönsten Zähne hervorblickten, während der Pfirsichhauch der Jugend das Antlitz immer wieder zu beschauen einlud. Ruhte der Blick eines Herrn länger auf ihr, so verstand es Emmy Farren, durch ein Niederschlagen ihrer langen, dichten Augenwimpern ihr Gegenüber sanft abzuweisen.

Heute war Heller gekommen, um wieder einmal Frau Farren zu fragen, ob sie im Stande sei, den Rest der Miethe zu bezahlen. Als er eintrat und die ganze Familie sich rascher als sonst erhob, sah er, daß dieselbe ungewöhnlich, und zwar freudig erregt war. Die Theilnahme an dem Geschicke der Familie ließ ihn sein Vorhaben, als Hausadministrator aufzutreten, vergessen.

„Ich freue mich,“ sagte er, „Sie so glücklich zu sehen! Hat sich etwas Freudiges in Ihrem Hause ereignet?“

„Ja wohl!“ sagte Frau Farren, indem sie Herrn Heller die Hand schüttelte, „mein Sohn hat ein jährliches Stipendium von vier hundert Gulden, das ein Ahnherr meiner Familie für hilfsbedürftige Mitglieder derselben gegründet hat, erhalten. Es wird uns sehr zu Gute kommen!“

„Nehmen Sie meine besten Glückwünsche, Frau Farren! Sie wissen, mit welchem Vergnügen ich gute Nachrichten, welche Ihr Haus betreffen, vernehme.“

„Und mit welcher Theilnahme Sie unser Mißgeschick begleiten! Darf ich Ihnen eine Tasse Thee anbieten?“

Heller bat darum. Frau Farren und Emmy bemühten sich sorglich und freundlich um den Gast. Es wurde ihm — man war ja nicht in England — so viel vorgelegt und vorgesetzt, daß er lächelnd mit beiden Händen abweisen mußte, was aber die Damen des Hauses nicht hemmte, jeden Blick Heller's zu beachten und freundlich zu fragen, ob er noch dieses oder jenes wünsche.

„Wir müssen Sie ja pflegen, für Sie sorgen,

lieber Herr Heller!“ sagte Frau Farren. „Sie sind wohl müde, abgespannt, haben stark gearbeitet, sind viel herumgekommen? Erzählen Sie, was haben Sie gemacht, wo sind Sie gewesen?“

„Zuletzt bei unserm berühmten Maler Steiner.“

„Bei Herrn Steiner!“ riefen Frau Farren und Emmy, während die Knaben, deren Wangen, theils von der frohen Botschaft, welche in ihr Haus gekommen, theils vom Thee rosig angehaucht waren, neugierig ihre großen Augen öffneten.

„Ach ich möchte so gerne einmal das Atelier des Herrn Steiner sehen! Wenn Du es erlaubst, liebe Mama, im Falle Du nichts dawider hast?“ sagte Emmy.

„Oh,“ meinte Heller, „das dürfte sich unschwer machen lassen! Ich habe ohnehin Herrn Steiner gebeten, meiner Frau den Eintritt in das Atelier zu gestatten, und wenn Sie mit ihr gehen wollten, so wäre Ihr Wunsch leicht zu erfüllen. Meine Frau würde sich sehr freuen, den Besuch bei Steiner in Ihrer Gesellschaft machen zu dürfen.“

„Gewiß, mit Vergnügen! Sie werden meiner Tochter große Freude bereiten,“ sagte Frau Farren, indem sie flüchtig, aber scharf Emmy einen Blick

zuwarf, welcher diese bewog, kein Wort weiter zu sprechen.

Frau Farren gab durch eine rasch an Heller gerichtete Frage dem Gespräche eine andere Wendung. Sie ließ sich von Heller erzählen, was ihn beschäftige, was er vorhabe, hörte ruhig und freundlich zu, ließ den Mann reden, reden, bis er sein Herz erleichtert und den Seelenfrieden gefunden hatte, insoweit er dessen theilhaftig werden konnte. Plötzlich sah er nach der Uhr und erschrak, daß die Zeit so weit vorgeschritten sei. Er hatte von dem einzigen Genusse, den er sich gestattet, dem Besuche bei der Familie Farren, in solchem Maße Gebrauch gemacht, daß er sich rasch erhob und unter vielen Dankesworten Abschied nahm.

Nachdem Heller die Wohnung der Frau Farren verlassen, fiel ihm ein, daß der Zweck seines Besuchs von ihm nicht im geringsten erreicht worden war. Er hatte in der bezaubernden Atmosphäre vergessen, die Forderung vorzubringen.

Jene vor Kurzem noch so ruhige und stille Behausung war inzwischen mit lebhafter Bewegung erfüllt worden. Auch in ruhigen Häusern brechen manchmal Stürme aus, deren Wüthen Fremde nicht

ahnen. Die vier kräftigen, gesunden Jungen stritten, in immer größere Hitze gerathend, welchem von ihnen der mit dem Stipendium Beglückte einen Theil desselben jährlich abzutreten habe. Zuerst traten die drei Jüngeren an den Aeltesten heran, welcher sie lachend abwehrte. Sie ließen aber mit ihren Bitten nicht nach, bis dieser rief: „Wenn Ihr unverschämt seid, bekommt Keiner etwas, und ich behalte das Ganze.“ Nun fielen die Drei im Wortstreite übereinander her. Der Aelteste wollte Ruhe schaffen. Die kleinen, dicken, fleischigen Hände erhoben sich, und fast wäre es zu Thätlichkeiten gekommen, wenn nicht plötzlich die Thür sich geöffnet hätte und Frau Farren mit Emmy hereingetreten wäre. Als die kleine, alte Dame den Aufruhr sah, erblich sie, wurde wieder roth, und mit einem durchschneidenden Schrei, welchen man der kleinen, zierlichen Gestalt gar nicht zugetraut hätte, fuhr sie zwischen die vier Jungen, schob sie mit beiden Armen kräftig auseinander und gebot: „Ruhe!“ . . . Als die Knaben abermals auf einander losfahren wollten, wieder getrennt wurden und nun sämmtlich schreiend der Mutter den Vorfall erzählten und sie baten, zu entscheiden, wer Recht, wer Unrecht habe, schnitt Frau Farren mit einem so scharfen und

lauten „Ruhe!“ in die kriegerische Gesellschaft hinein, daß diese verstummte, sie selbst aber an Händen und Füßen zu zittern begann. Die drei kleinen Jungen eilten scheu in das Nebenzimmer, wo sich ihr Schmerz in lautes Weinen auflöste. Dies war aber nicht geschehen, ohne daß die Thür des Nebenzimmers ziemlich vernehmbar geschlossen worden wäre. Frau Farren sprang den Knaben nach, riß die Thür von Neuem auf und stellte endlich mit einem letzten Machtspruche die Stille wieder her. Ob die Jungen im Nebenzimmer nicht leise fortgestritten und vielleicht hie und da einander einzelne Püffe versetzt haben, entzog sich der Wahrnehmung der Frau Farren, welche sich erschöpft in die Ecke des Sophas fallen ließ und fast einer Ohnmacht nahe war.

Emmy bemühte sich, erschreckt und ergriffen, um die Mutter. Sie hielt ihr das Riechfläschchen hin, benetzte ihre Stirn mit einem in kaltes Wasser getauchten Tuche, sprach ihr Fassung zu und versuchte, den Auftritt in das Heitere zu ziehen, konnte aber von der Mutter keine Antwort erhalten. Endlich schöpfte diese tief Athem und warf Emmy einen Blick zu, der diese augenblicklich errathen ließ, daß

die Mutter ihr grolle. Das Mädchen setzte sich schweigend an den Tisch.

„Mit Dir bin ich auch nicht zufrieden!“ sagte Frau Farren.

„Was habe ich gethan, liebe Mama?“

„Ich finde, daß Du Dich ganz ungehörig benommen hast. Sprich nicht! Sage kein Wort! Die Bitte, mit welcher Du Herrn Heller belästigtest, das Atelier des stadtbekannten Herrn Steiner besuchen zu dürfen, finde ich ganz und gar nicht in Ordnung. Habe ich Dich deshalb so einfach und strenge erzogen, damit Du die Werkstätten der Maler besuchst? Was hast Du als Mädchen, das den Tag über Unterricht gibt, bei einem Maler zu thun? Du bist zu arm, zu brav und zu jung, um dies ungestraft wagen zu können ... Laß mich sprechen! Ich hielt Dich für klug und einsichtsvoll genug, um ein solches Ansinnen nicht vorzubringen. Ich glaubte, Du vermöchtest Deine Neugierde in Schranken zu halten. Allein Du bist leider wie alle Anderen. Ich habe mich zu meinem Schrecken davon überzeugt!“

„Mama, ich höre doch in allen Häusern, die ich besuche, daß das Atelier des Herrn Steiner eine Sehenswürdigkeit der Stadt sei, daß sich Alles bemühe, Eintritt in dasselbe zu erlangen, daß Viele

vergebens um Einlaß bitten und nur ganz Bevorzugte den schönen Anblick genießen dürfen. Ich sehe nichts Unrechtes darin, wenn ich in Gesellschaft die Werkstätte eines berühmten Malers besuche, wo es gewiß viel Sehenswürdiges gibt, wo ich meine Kenntnisse bereichern kann."

„Wenn man seine Kenntnisse bereichern will, so bietet das Museum hinreichende Gelegenheit; die Schatzkammer und die öffentlichen Sammlungen stehen aller Welt offen. Um zu lernen, bedarf es nicht des Besuches eines Ateliers, in welchem man zweifelhafte Gestalten und Bilder sehen soll."

„Das habe ich nicht gewußt, liebe Mama. Warum hast Du nicht den geringsten Einwand erhoben, als sich Herr Heller in so gütiger Weise bereit zeigte, meinem Wunsche entgegenzukommen?"

„Sollte ich Nein sagen und ihm damit andeuten, daß ich unschicklich finde, was er seiner Frau gestattet, indem ich meine Tochter davon zurückzuhalten mich bemühe?"

„Warum hast Du aber Ja gesagt?"

„Ich habe Ja gesagt, damit ich die Sache rasch abthue. Wenn ich Widerspruch erhoben hätte, würde sich das Gespräch in das Endlose gedehnt haben. Herr Heller wäre verletzt worden, miß-

gestimmt, die Sache hätte einen bösen Eindruck auf ihn gemacht und wir hätten vielleicht die schlimmen Folgen eines so barschen Vorgehens zu empfinden gehabt."

„Und nun?"

„Ich werde einige Tage vorübergehen lassen und wenn Herr Heller wiederkommt, ihm entschuldigend mittheilen, daß Du durch diesen oder jenen Umstand verhindert seiest, mit seiner Frau das Atelier des Herrn Steiner zu besichtigen."

„Du magst Recht haben, liebe Mama, wie Du ja immer Recht hast," sagte Emmy, welche ihrer Mutter gegenüber die von dieser selbst gehandhabte Strategie anzuwenden gelernt hatte, ohne daß die kleine alte Dame es bemerkte. „Aber vielleicht hast Du die Güte, mir auseinanderzusetzen, inwiefern man durch den Besuch des Ateliers eines Malers gegen die gute Sitte verstößt?"

„Auseinandersetzen! Dir weitläufig beschreiben, was zu sehen ich Dir untersage; Dich aufmerksam machen, was Du nicht selbst bemerkst, das wäre das richtige Verfahren! Ich mag und will nicht darüber sprechen. Unterlasse es also, mich dazu zu zwingen. Ich bitte, kein Wort mehr!"

Emmy erhob sich, nahm ein Buch, las und dachte weiter darüber nach, warum die Mutter ihrem Wunsche, das vielgepriesene Atelier des Malers Steiner sehen zu dürfen, gar so sehr entgegen wäre.

V.

Heller war nach Hause zurückgekehrt. Er zog die Glocke. Es verging einige Zeit, ehe Schritte nahten. Man hörte zaghaftes Huschen im Vorzimmer. Das kleine Guckloch der Eingangsthür wurde geöffnet und mit den Worten: „Ah, Du bist es, Du hast mich erschreckt!“ die Thür aufgerissen. Frau Heller stand ihrem Gemahl gegenüber. Bei ihrem Anblicke war die schimmernde Freude von seinem Antlitze verschwunden, als ob die Sonne am Horizonte plötzlich erloschen wäre. Heller senkte traurig das Haupt.

„Nun, da bist Du in Deiner ganzen Herrlichkeit! Gebückt, gebrochen, hinfällig, wie eine Trauerweide stehst Du da! Bist Du ein Mann? Woher kommst Du und wo warst Du? Sage mir, was treibst Du den ganzen Tag hindurch vom Morgen bis zum Abend?“

„Arbeiten!“

„Natürlich! Arbeiten! Das ist das einzige Wort, welches Du herausbringst, das ich bis zum Ueberdrusse kenne! Und daran soll ich glauben? Gibt es einen Mann, der den ganzen Tag hindurch die Frau allein mit den Kindern läßt? So stehe doch nicht wie angegossen! Komm', gehen wir hinein!“

Die schöne Frau Malvine schritt, eine zürnende Göttin, dem Gatten, der betrübt folgte, voran. Als die Beiden in das Zimmer traten, flohen die Kinder scheu in das Nebenzimmer. Heller bemerkte, daß sie nicht völlig angekleidet waren. Er war an diesen Anblick gewöhnt; trotzdem erregte die Vernachlässigung der Kinder stets seinen Unmuth. Er, die Ordnung und Pünktlichkeit selbst, war ein großer Schätzer des Werthes der Zeit und eines geregelten Haushaltes. Er hatte von Anbeginn an die Unordnung in seinem Hause bekämpft, war aber nie im Stande gewesen, zu erreichen, was er so innig gewünscht. Zu welcher Stunde des Tages er nach Hause kommen mochte, immer bot sich ihm dasselbe Schauspiel. Frau und Kinder konnten sich nie sehen lassen. Sie lebten immer in Furcht, überrascht zu werden, denn sie waren nie sorgfältig gekleidet.

Der Anzug der schönen Frau Malvine bestand

nur in der nothwendigsten Bedeckung. Ihr Bekanntenkreis wußte, daß sie für Besucher fast nie zu Hause sei, und kannte auch die Ursache. Hatte ihr Heller in den ersten Jahren der Ehe Vorwürfe gemacht, so hatte er als Antwort erhalten: „Stelltest Du mich so, daß ich im Stande bin, den ganzen Tag hindurch auf dem Canapé zu sitzen und Besuche zu empfangen? Bin ich eine gnädige Frau, die nichts zu thun hat, als Hof zu halten? Du hast mich zur Magd gemacht und möchtest nun, daß ich eine vornehme Begleiterin Deines Lebens darstelle. Ich möchte wissen, wo eine Frau in meiner Lage die Zeit und die Mittel hernehmen soll, um sich von Kopf bis zu den Füßen dreimal des Tages umzukleiden? Was soll ich zuerst thun? Kochen, Ordnung in den Zimmern halten, Kinder betreuen, Alles besorgen, und dabei verlangst Du, daß ich das ganze Jahr hindurch wie eine Wachspuppe in der Auslage eines Modemagazins mich um meine eigene Achse drehe und den Blicken der Besucher zur Bewunderung ausstelle! Zeige mir die Frau, welche dieses Kunststück zu Stande bringen würde! Ich vermag es nicht!“

Heller hatte erwidert, daß die Frauen seiner Bekannten ebenfalls in kleinen Verhältnissen lebten,

auch genöthigt seien, einfache Kleider zu tragen, diese sich aber immer rein und nett an ihren Körper schmiegen. Man könne getrost den Grundsatz aufstellen: Wie das Hauskleid der Frau, so das Haus.

„Theorien, leere Redensarten!" hatte Frau Heller entgegnet. „Tauschen wir doch! Eine große Kunst, die Du ausübst! An dem Schreibtische sitzen, rechnen, addiren und subtrahiren, das ist Alles! Wenn man dies einmal in den untersten Schulklassen gelernt hat, vergißt man es Zeitlebens nicht wieder, kann es getrost weiter üben und in den Kreisen seiner Bekannten auch noch als Autorität gelten! Das heißt Ihr Männer arbeiten! Das soll uns imponiren!"

So wurde der Wortstreit fruchtlos weitergeführt.

Jahr um Jahr war verflossen, bis Heller, als er sah, daß alle seine Mahnungen und Reden nutzlos seien, sich in das Unvermeidliche gefügt hatte und Alles über sich ergehen ließ. So war es gekommen, daß der Anblick der schönen Frau, die, wenn sie geschmackvoll gekleidet und geschmückt öffentlich erschien, alle Blicke auf sich zog, in ihrem Hause beinahe abstoßend wirkte.

Frau Heller hatte, während der Mann in das Nebenzimmer ging, sich umkleidete, die Rechnungen und Schreibhefte, welche er mitgebracht, ordnete und

sorgfältig verschloß, sich in die Ecke des Sophas geworfen und harrte der Rückkehr desselben. Das Zimmer, in welchem sie sich befand, galt als das sogenannte Besuchzimmer. So beschränkt auch die Wohnung des Paares war, das Besuchzimmer wurde fast gar nicht benützt. Die Familie mußte sich mit zwei kleinen Räumen begnügen und in denselben zurechtfinden, so gut sie es eben vermochte. Frau Heller duldete lieber Entbehrungen, als daß sie das Besuchzimmer aufgegeben hätte. Auch hierin hatte Heller nicht vermocht, seine Frau anderen Sinnes zu machen. Alle befreundeten Frauen Malvinens hatten ja Besuchzimmer! In ihrem Elternhause, wo sie, wie sie sagte, schönere Tage zugebracht im Vergleiche mit dem Elende, das ihr an der Seite Heller's geworden, habe sich ebenfalls ein Besuchzimmer und welch großes, schönes, reiches, glänzendes befunden! Warum sollte sie keinen Raum haben, um als Frau eines Beamten die Besucher würdig zu empfangen?

Dieser Stolz der Frau Heller war das größte und schönste Zimmer der ganzen Wohnung, in welchem ein Sopha, zwei Fauteuils und sechs Sessel um einen Tisch herumstanden. Das Etablissement befand sich unweit der Thür in der Ecke des Raumes.

In dem leeren Winkel hinter dem Sopha erhob sich eine Säule; auf derselben stand ein Amor aus eitel Gips, welchem Materiale Schmutzstreifen das Aussehen von gebändertem Jaspis verliehen. Dieser Amor setzte die Besucher, welchen der Ehrenplatz des Sophas angewiesen wurde, der beständigen Gefahr aus, rücklings durch seine Pfeile verwundet zu werden. Es waren über die strategische Aufstellung Frau Malvinens von einigen jungen Herren, sogar in ihrer Gegenwart satirische Bemerkungen gemacht worden. Die Kunde davon hatte sich selbst in dem Bureau Heller's verbreitet, und die Spöttereien waren ihm zu Ohren gekommen. Er machte seiner Frau Vorstellungen, bat sie, den Amor nach so langen Kriegsjahren, die bekanntlich doppelt zählen, wie er lächelnd hinzufügte, endlich dem wohlverdienten Ruhestande zu übergeben, doch Frau Malvine wollte nichts davon hören. Es sei die Copie eines berühmten alten Kunstwerkes, und es hätten wahrscheinlich junge Herren, welche sie nicht so freundlich empfangen habe, als diese erwarteten, schlechte Scherze über den Liebesgott gewagt. Die jungen Leute, meinte Frau Malvine, machen sich übrigens über Alles lustig, und sie sei durchaus nicht geneigt, sich

von einem Bildwerke, an dessen Anblick sie sich gewöhnt habe, zu trennen.

Heller hatte diese Schwäche seiner Frau gleich unzähligen anderen ertragen. Das Einzige, was er erreicht, bestand in der Zurückversetzung des rücklings tödtenden Liebesgottes in den früheren Stand. Frau Malvine opferte drei Tage der Reinigung Amor's, und Heller mußte drei Tage hindurch auf jede Bequemlichkeit verzichten. Den Amor in der Linken, einen Schwamm in der Rechten, die schönen, weißen, bis an die Schulter entblößten Arme, gleich der dem Meere entstiegenen Venus, vom Seifenschaume bedeckt, wusch Frau Malvine den kleinen Liebesgott, bis sie glücklich dem Pfeile die Spitze abgebrochen hatte. Mit hochgerötheten Wangen empfing sie den heimkehrenden Gatten und zeigte ihm das stumpfe Geschoß. Sie wollte Heller mit Vorwürfen überhäufen, doch dieser legte seine Hand auf den schönen Mund der Frau und sagte begütigend: „Wenigstens ist der Schalk entwaffnet. Du hast ihn selbst unschädlich gemacht. Lasse es dabei bewenden.“ Das lag aber durchaus nicht in dem Sinne der Frau Malvine. Sie verlor einen weiteren Tag damit, daß sie Amor, in ein Tuch gewickelt, von einem Gipsfigurenhändler zum anderen trug, überall feilschte

und endlich dem Mindestverlangenden den Pfeil zur Wiederherstellung übergab. So war nun für die nächste Zeit Amor frisch bewehrt. Er erglänzte in neuer Weiße und lieferte eine unerschöpfliche Fundgrube für weitere Witze.

Der Vorgesetzte Heller's sagte, als er sich eines Tages in vortrefflicher Laune befand, lächelnd: „Ich höre, Herr Heller, daß nicht Sie der Herr im Hause sind?"

„Wer denn?" fragte Heller.

„Man sagt: Gott Amor!"

Der Scherz war nicht böse gemeint, nichtsdestoweniger ergrübelte Heller eine Nebenbedeutung und diese, wie er glaubte, ihm arglistig zugeschleuderte Verdächtigung beunruhigte ihn, so oft er die Gipsfigur sah.

Ferner war das Empfangszimmer des Ehepaares Heller noch mit einem großen Spiegel geziert, welcher die Mauer zwischen den beiden Fenstern fast bedeckte, einem vergoldeten Tischchen unterhalb desselben und zwei Glasschränken an der Mauer, rechts von der Eingangsthür, in welchen sich die Schau- und Erbstücke der Familie befanden: Kaffeetassen, welche der alten Porzellanfabrik der Stadt entstammten, Teller desselben Ursprunges, Nippes,

Stickereien, Geburtstags- und Namenstagsgeschenke, schöne granatrothe böhmische Gläser mit eingeschnittenen Initialen u. s. w. Hier und dort standen noch einige Sessel, mit kirschrothem Peluche bekleidet, von welcher Herrlichkeit man aber das ganze Jahr hindurch nichts gewahrte, da graue Leinwand den Möbeln das Aussehen der bezauberten Nonnen in „Robert der Teufel" gab. Nur wenn ein Besuch angekündigt und willkommen geheißen wurde und Frau Malvine Zeit gehabt hatte, Toilette zu machen, verschwand die Hülle von den Sitzmöbeln, und diese vermochten ihre hier und da von den nichts verschonenden Motten angegriffene Pracht zu offenbaren.

Heller hatte verlernt, seine Frau, wenn er sie im Negligé fand, zu betrachten. Er pflegte sie gewöhnlich, wenn er nach Hause zurückkehrte, zu bitten, Kleider anzulegen, und das wollte er auch an diesem Tage thun. Aber das seiner Frau zugewendete Auge konnte sich diesmal von ihrem Anblicke nicht trennen. Er war sprachlos. Frau Malvine prangte in voller Schönheit. Das mit Spitzen besetzte Hemd umspannte ihren Oberkörper, denn das Tuch, welches sie umgeworfen hatte, als sie Heller die Thür geöffnet, war von ihren Schultern gesunken. Ein

weißer Unterrock fiel von der Taille zu den Füßen herab. Im Gegensatze zu dieser übereinfachen, unzureichenden Umhüllung stand der schöne Kopf der blonden Frau. Zu beiden Seiten der Schläfen ringelten sich hundert kleine Locken, von der Stirnmitte an zog sich keilförmig, glatt anliegend, ein spitzer Streif nach rückwärts und dort, wo er begann, zierte eine große längliche Perle, die an einem Venezianerkettchen befestigt war, die Stirn. Es war ein Kopf des Cinque cento; so schön, wie ihn die großen Bildnißmaler Venedigs nur je geschaffen. Heller wurde noch bestürzter, als er die Frau aufmerksam betrachtete. Ihr Haar hatte eine ungewohnte Farbe. Das schöne Aschblond, welches er so sehr geliebt, erglänzte scharfroth.

„Was hast Du gethan, Malvine? Du hast das Haar gefärbt!“

„Gefärbt? Ich habe nur ein bischen nachgeholfen. Alle Damen lieben heute diese Farbe. Schon in der Zeit der Renaissance . . .“

„Lasse mich mit der Renaissance und allen ihren Zauberkünsten in Ruhe!“

„So sprichst Du, der Freund und Berather der Künstler? Wer als Du hat den Sinn für schöne

Kunst in mir erweckt? Hast Du mich nicht in die Kunstausstellungen geführt und auf die Schönheiten der Bilder aufmerksam gemacht? Nun mir die Augen geöffnet sind, und ich weiß, was schön ist, zürnst Du, weil ich nicht zurückbleiben will, wo Alles dem geläuterten Geschmacke huldigt? So bist Du! Immer ungerecht, immer streitbar. Ich kann Dir nichts recht machen. Du bekrittelst Alles, was ich thue und sage. Uebrigens sei unbesorgt; Du darfst mir nicht auch noch vorwerfen, daß ich unnöthiger Weise Geld ausgebe. Das Mittel, welches ich angewendet, kostet so viel wie nichts und erst nach Monaten braucht man es wieder anzuwenden."

Heller wollte antworten, aber seine Frau fiel ihm rasch in das Wort, überfluthete ihn mit einem Schwalle von Redensarten und sprach sich so sehr in den Zorn hinein, daß der Mann, um dem Streite ein Ende zu machen, ihr zurief: „Sei ruhig! Schweige! Während Du mich marterst und quälst, habe ich für Dich gearbeitet, gesorgt und sogar Deinen Lieblingswunsch erfüllt. Ich war bei dem Maler Steiner und habe ihn gebeten, Dir zu erlauben, sein Atelier zu besuchen."

„Das hättest Du gethan? Du bist ein Engel! Mein geliebter Mann!"

Frau Malvine umarmte Heller und bedeckte ihn mit Küssen. Ihr Körper hauchte duftende Wärme, so weich und süß aus, daß der betäubte Mann die garstige Ausdünstung der gefärbten Haare nicht empfand.

VI.

Soniere betrieb ohne Unterlaß die Agitation zu Gunsten Elfner's, trotzdem ihn dieser wiederholt gebeten, davon abzulassen. Elfner hatte bei den Zusammenkünften im Gesellschaftshause die Wahrnehmung gemacht, daß er bei der Wahl des Vorstandes der Künstlergesellschaft unterliegen würde. Er irrte auch nicht. Die öffentliche Meinung war für Steiner und dieser können sich selbst Berufsgenossen nur in den seltensten Fällen entziehen. Ueberdies befand sich Elfner nicht in der beneidenswerthen Lage Steiner's. Er war genöthigt, unausgesetzt zu arbeiten. Er schuf langsam, bedächtig, erwägend, verwerfend und von Neuem beginnend; deshalb betrug die Jahreseinnahme Elfner's kaum so viel als das Honorar, welches Steiner für ein Bild, das er binnen vierzehn Tagen, wie zaubernd

hingeworfen, erhielt. Steiner gebot über Zeit und Beliebtheit. Sein Ruf vergoldete die ganze Künstlergesellschaft. Mit ihm konnte Elfner also nicht wetteifern.

Allein Coniere blieb den Gründen seines jungen Freundes unzugänglich. Er besuchte die geselligen Versammlungen der Künstler, vorzüglich jene, an welchen die Frauen theilnahmen. Er kam stets mit der Absicht, diese zu gewinnen und durch sie auf die Männer zu wirken. Doch sein Vorhaben wurde selten erreicht. Er begann damit, den Damen übertriebene Lobsprüche zu sagen, und endete, indem er ihnen die bittersten Wahrheiten wie Stechrosen in das Gesicht warf. Eines Abends, als er sich Mühe gegeben, den Plaudereien einer hübschen jungen Frau, die unausgesetzt die Freuden ihres Hauses schilderte, zuzuhören, hatte er schließlich die Geduld verloren. Die Blutwellen waren ihm zu Kopfe gestiegen. Da endlich die liebende Gattin und sorgsame Mutter Coniere weitläufig schilderte, welches Genie ihr zwei Jahr alter Sohn bereits verrathe, welche staunenswerthen Aussprüche aus seinem kleinen Munde hervorkämen, wie es bereits seine Lieblingsbeschäftigung wäre, nach Pinsel und Palette zu greifen, zu thun, als ob er male, konnte sich Coniere

nicht länger zurückhalten und rief der, von Mutterliebe gerötheten, schönen Frau zu: „Aber sagen Sie mir, verehrte Dame, ist es Ihnen denn noch nie aufgefallen, daß alle Eltern ihre Kinder für die schönsten und begabtesten halten? Bei einiger Menschenkenntniß würde Ihnen diese Wahrnehmung gesagt haben: Lobe Dein eigenes Kind nicht so sehr. Es ist nicht besser als alle Anderen." — Die junge Frau antwortete gezwungen lächelnd: „Sie können Recht haben. — In der That, Sie haben Recht," wendete sich aber rasch von Coniere ab, um kurze Zeit darauf, ohne sich von ihm zu verabschieden, mit ihrem Gatten den Tisch zu verlassen.

Coniere kam übelgelaunt in das Atelier Elfner's. Dieses war im Gegensatze zu jenem Steiner's recht unscheinbar. Es befand sich in der Vorstadt in einem Gartenhause. Ein ziemlich großer Malerraum und ein Wohnzimmer daneben, das war Alles. Aber es bot freie Luft, Licht und Ruhe. Damit gab sich Elfner zufrieden. Die Räume erschienen einfach, aber geschmackvoll ausgestattet, mit Möbeln, Gefäßen und alten Stoffen geziert. Sage mir, wie Dein Atelier aussieht, und ich werde Dir sagen, was Du bist! Bei Elfner und Steiner traf dieser Ausspruch zu. Auf Elfner's Staffelei befand sich eine

große Leinwand, darauf war skizzirt: Ulysses, Kalypso und deren Umgebung sein Schicksal erzählend; einfach in großen Linien, voll Vornehmheit, Alles auf den edlen Ausdruck des vielerfahrenen Mannes und die Theilnahme der schönen Frau und ihrer Gefährtinnen hinarbeitend.

Coniere trat ein, stellte sich hinter den Freund, der bei dem Lichte einer tief herabgezogenen, vierarmigen Plafond-Lampe ruhig arbeitete, und sagte: „Ja, ja! Schön, schön! Sehr schön! Mit wenig Mitteln fast Großes geleistet! Aber zu wenig nackt, mein Freund. Mehr Fleisch und weniger richtig gezeichnete Gewänder. Mehr für das Auge und weniger für die Empfindung, das würde mehr eintragen!"

„Halt, lieber Meister. Ich kenne Ihren Spott. Aber woher der Aerger? Was hat man Ihnen heute gethan? Womit haben Sie wieder den Unmuth Anderer heraufbeschworen?"

„Ist das der Dank dafür, daß ich mich für Dich opfere, dem Geschwätze der Leute stundenlang zuhöre, um sie für Dich zu gewinnen? Immerhin! Ich war im Hause der Künstlergesellschaft. Das ist das Haus, wo viel über Kunst gesprochen und wenig geleistet wird. Aus ihm werden vielleicht Parlaments-

redner, kaum aber Maler hervorgehen. Heute hat man wieder wacker gegessen, getrunken und geschwätzt. Ich gab mir alle Mühe, liebenswürdig zu sein, und sagte der einflußreichen Frau unseres einflußreichsten Thiermalers den ganzen Abend hindurch Liebes und Schönes, was diese mir mit einer nicht endenwollenden Hymne auf ihr Lieblingskind lohnte. Seit Adam's Erstgeborenem hätte es kein so kleines Wunder gegeben, versicherte allen Ernstes die Frau. Ich widersprach fünfviertel Stunden hindurch mit keinem Worte. Dann aber siegte in mir der sich auflehnende Menschenverstand, der Unwille über die Abgeschmacktheit war größer als meine Ruhe, und ich machte die Dame aufmerksam, daß eines der charakteristischen Merkmale der Elternliebe darin bestünde, Alles an den eigenen Kindern schön und gut zu finden und diese selbst als die hervorragendsten Erzeugnisse des Menschengeschlechtes zu betrachten. Eine so ausgemachte, in neuester Zeit durch die Wissenschaft festgestellte Wahrheit, welche ich im ruhigsten Tone und der wenigst verletzenden Weise vorbrachte, wurde mir von der Dame ganz außerordentlich verübelt und sie wies mir einfach den Rücken."

„Haben Sie einmal gerechnet, lieber Meister,

wie viele Stimmen ich denn eigentlich schon durch Sie verloren habe?"

„Ganz genau nicht; aber ich weiß, wie viele ich gewonnen. Ich werde schließlich noch hören, daß Du sicherlich Vorstand der Künstlergesellschaft geworden wärest, wenn ich kein Wort hervorgebracht und nicht einen Schritt für Dich unternommen hätte. Lassen wir das Gespräch! Du siehst, ich ertrage mein Mißgeschick mit aller Seelenruhe. Reden wir von Dir. Was hast Du heute gemacht? Wo bist Du heute gewesen?"

„Soll ich Ihnen die Wahrheit sagen?"

Coniere sah seinen Schüler, rasch ernst werdend, gespannt an und antwortete: „Gewiß! Was hast Du?"

„Kommen Sie! Nehmen Sie einen ausreichenden Vorrath von Tabak und Papier! So . . . hierher auf den Divan; da eine brennende Kerze, hier eine Caraffe und Gläser! Werfen Sie sich auf den Teppich nieder."

Coniere that, wie Elfner ihn geheißen. Er hörte gespannt dem jungen Maler, der in dem Zimmer auf und ab schritt, zu. Elfner hatte den Malerstab in der Hand behalten und schwang denselben hin und her.

„Ich habe Ihnen ein Geständniß zu machen,

eine Geschichte zu erzählen. Die Geschichte des verflossenen Jahres ... Ich kann nicht sagen, daß ich geliebt habe. Ich glaube wenigstens nicht, daß das Liebe ist, was ich empfand. Sie wissen, wir haben uns über dieses Thema nie verständigen können. Ich glaube nicht an Liebe."

„Kind! Du bist ..."

„Ihr Schüler; Sie haben mich auf die Griechen gewiesen, ich habe mich strenge an das Denken und Empfinden derselben gehalten. Ich war immer der Ansicht, daß ein Mann, der ganz in der Arbeit aufgeht, ihr Zeit und Empfindung widmet, nicht geeignet ist, zu lieben."

„Großes Kind!"

„Ich habe auch nie eine Frau gefunden, die im Stande gewesen wäre, mir das Gefühl einzuflößen, welches man Liebe nennt. Die Kennzeichen einer solchen wurden wenigstens von mir nie wahrgenommen. Mein Herz ist immer ruhig geblieben, mein Kopf gefaßt. Ich war während der Arbeit nie zerstreut, habe nie zu große Sehnsucht empfunden, wenn ich ein Weib lange Zeit nicht sah, und nicht Herzeleid, wenn ich es verlassen mußte. Das Weib war für mich immer nur ... wie sage ich doch, damit Sie mich verstehen ..."

„Modell! Aber Du siehst nicht wie Steiner Helenen in jedem Modelle, sondern Du nimmst ein Modell und malst Helena, wie Du sie im Geiste schaust!“

„Nicht doch, lieber Meister! Das trifft nicht völlig. Was ich Ihnen erzählen will, hat mit der Kunst wenig zu thun. Haben Sie in meinem Atelier nie ein Mädchen gesehen . . . Namens Franziska?“

„Du sprichst den Namen so hochdeutsch aus, während bei uns die Modelle gewöhnlich kürzere, dem Dialekte angemessene Namen tragen,“ sagte lächelnd Coniere. „Der Name nennt sie nicht. Willst Du nicht so gütig sein, die schöne Dame zu zeichnen?“

„Gut denn! Ich will Ihrem Gedächtnisse nachhelfen,“ sagte lächelnd Elfner. Ein mittelgroßes, dunkeläugiges Mädchen mit einer Nase, die ich in meinen Bildern nie verwenden konnte, weil sie keck und stark, wie ein Fraktur-Fragezeichen, aufwärts stand. Hingegen besaß sie ganz außerordentlich schöne Formen, kleine Hände und Füße und prachtvolles Haar, in welches sie sich so verstricken konnte, wie in die Unwahrheiten, welche, wie eine junge Brut dem Neste, ihrem Munde entflatterten.“

„Eva?“

„Ganz und gar; in landesüblicher Spielart.

Doch ich gab mich nicht lange dem Gedanken an ihre Besserung hin; ich wollte sie nicht veredeln und nahm sie, wie sie war, jung, schön, heiter und gutmüthig."

„Du bist zerstreut! Gewöhnlich erzählst Du ruhiger, zusammenhängender, fängst mit dem Anfange an und endigst mit dem Ende. Soeben hast Du alles Mögliche durcheinander geworfen. Ich weiß noch gar nicht, wie Du das Mädchen kennen gelernt, wie Du Dich zu ihr gestellt hast. Ich erinnere mich trotz Deiner Beschreibung nicht an dasselbe."

„Sie ist mir Modell gesessen und hat mir gefallen. Ich habe sie besucht. Sie hat mir zu Hause nicht weniger gefallen als in meinem Atelier. Ich habe sie hierauf öfter besucht, und dann ist sie nicht mehr hieher gekommen . . ."

„Und Du besuchtest sie täglich in ihrer Wohnung?"

„Ja, später. Ich hatte mich an das Mädchen gewöhnt."

„Was wolltest Du?"

„Ausruhen, mich zerstreuen, mich unterhalten."

„Das brachte das Mädchen zu Wege? Sage mir doch, wie sie sich selbst nannte."

„Franzl."

„Franzl?“

„Ja,“ sagte Elfner lächelnd.

„Jetzt kenne ich sie ... Ich begreife ... Und Du sagtest kein Wort! Du konntest ein Geheimniß vor mir haben?!“

„Das Mädchen verdiente sein Brod als Modell. Sie wissen, diese Beschäftigung wird besser bezahlt als weibliche Arbeit. Ein Mädchen kann davon leben und allenfalls noch, wie es Franzl that, Verwandte ernähren. Sie besaß eine Tante, eine echte Tante. Sie bewohnten, in einem obersten Stockwerke, zwei kleine, lichte, nette Zimmer. Alles war einfach, aber so frisch, luftig und sonnig, als ob es eben geschaffen worden wäre; ein Spiegelbild sauberer Armuth. Als ich an dem Mädchen Gefallen gefunden, widerstrebte es mir, daß sie in mein Atelier komme. Ich zog es vor, die Abendstunden mit ihr und ihrer Tante in den kleinen Zimmerchen zuzubringen und das Abendbrod mit ihnen zu theilen.

„Manchmal ging ich auch, wenn ich sehr ermüdet war, Nachmittags hin und blieb kurze Zeit bei Franzl. Mich unterhielt die Kleine. Sie war drollig. Ich lachte, wenn Franzl ihre Scherze trieb. Ich muß Ihnen doch erzählen, wie sie zu dem Namen kam. Sie machte einmal mit ihrer Tante

einen Ausflug nach einem Dorfe, das einige Stunden weit weg von der Hauptstadt lag. Die Tante Franzl's war dort geboren. Die Sehnsucht, den Ort, der so glücklich war, sie an das Licht der Welt gebracht zu haben, wieder zu sehen, erwachte in ihr und sie wollte dem Mädchen, das sie, nachdem das Kind beide Eltern verloren, in ihre Obhut genommen, für welchen Liebesdienst ihr Franzl später auf immerdar dienstbar wurde, die Reize der Heimat zeigen. Was sich sonst noch Merkwürdiges an jenem Tage zugetragen, habe ich vergessen. Allein das weiß ich, daß in dem Gasthause des Ortes der Kellnerjunge eine Mandelkrähe, einen Nußhäher, in einem Käfige hielt, dem er die Zunge gelöst hatte, damit der Vogel sprechen lerne. Der Lerntrieb des gefiederten Sprechers war ein großer, und da der kleine Kellnerjunge Franzl hieß, und die Gäste fast ohne Unterbrechung den ewig Ferneweilenden riefen und dabei laut und vernehmlich ‚Fran—zl' schrieen, so lernte der Nußhäher den Zuruf und rief ohne Unterlaß mit den Gästen im Vereine ‚Fran—zl! Fran—zl!' Die Tante sprach den heißen Wunsch aus, das seltene Thier zu besitzen. Da sowohl der Kellnerjunge als auch die Wirthsleute und Gäste anfänglich durchaus nicht von dem Thiere lassen

wollten, mußte das schöne, muntere Stadtfräulein und deren mit einer wahrhaft unerschöpflichen Redegabe begnadete Tante Alles aufbieten, um den Widerstand zu besiegen. Das beste Mittel war wohl, daß Beide den Inhalt ihrer Geldtäschchen boten, worauf ihnen endlich der Vogel sammt dessen Käfige zugesprochen wurde. Vorher aber ließ man sie feierlich das Gelöbniß leisten, stets des Opfers zu gedenken, das man ihnen gebracht. Man habe eingewilligt, weil sie Landeskinder seien und eine so schöne Stellung in der Stadt hätten. Auch mußten sie versprechen, Alles zu thun, was das leibliche Wohlergehen des gefiederten Landbewohners herbeizuführen im Stande wäre. So kam der Nußhäher in die luftige Stadtwohnung, in welcher er mit seinem Rufe ‚Fran—zl‘ die Freude der zwei weiblichen Wesen schuf, welche stundenlang vor dem Käfige standen und das Thier bewunderten; so kam Franzl zu ihrem Namen, und so gewöhnte auch ich mich daran, zu lächeln, wenn der Nußhäher ‚Fran—zl‘ rief.“

„Also die Nußhäher sind die Papageien der Armen?“ sagte Coniere.

„Abwechslung bereitet immer Vergnügen, und so bestand ich denn manchmal darauf, daß der Käfig mit einem dichten Tuche verhängt werde, damit der

in künstliche Nacht versenkte Vogel von seinen Lockrufen abstehe. Indessen, wenn der Nußhäher verstummte, fingen die Drehorgeln an, und Franzl war, wenn sie den neuesten Walzer oder einen beliebten Operettenmarsch hörte, nicht zu halten. Jeden eben in die Mode gekommenen Volksgesang wußte sie Ton für Ton auswendig und sang das Lied oder den Walzer mit dem Geschmacke, dem Schwunge, dem Anhalten und Beschleunigen, dem wechselnden Rhythmus, wie es nur die Töchter der Walzer-Nation vermögen. Täglich spielte die Drehorgel dieselben Stücke, täglich sang sie Franzl freudestrahlenden Auges mit, so daß ich selbst, der ich mich einer besonderen musikalischen Begabung nicht rühmen kann, mich oft darüber ertappte mitzusummen. Ich, der abgesagteste Feind der Drehorgeln, war fast zu ihrem Lobredner geworden."

„Und das sollte nicht Liebe gewesen sein?"

„Nein! Sie sehen, wie ruhig ich erzähle."

„Ganz ruhig?"

„Nun, wenn ich einigermaßen unruhig bin, so tragen weniger Nußhäher und Drehorgeln die Schuld daran, als das Nachzittern der Aufregung, die jede Trennung, und sei das Band auch noch so leicht, mit sich bringt."

„Du hast von Franzl gelassen und lassen können? Wann? Wie kam das?“ sagte Coniere nachdenkend und scharf ausblickend.

„Es mußte sein. Und weil es sein mußte, that ich es. Ich hatte mich an das Mädchen gewöhnt, blieb täglich einige Minuten länger bei ihr und begann die Arbeit zu vernachlässigen. Ich habe mir vorgenommen, mein Ziel zu erreichen, gerade darauf loszugehen, mich nicht rechts, nicht links, auf Abwege verleiten zu lassen, und sollte Alles um mich herum in Trümmer gehen. Das Mädchen fing an, meine Zeit zu sehr in Anspruch zu nehmen, und für mich ist Zeit mehr als für jeden anderen Künstler das wichtigste Erforderniß. Drei Tage hindurch überlegte ich, sann nach, wie ich . . . Doch wozu soll ich Ihnen Alles das auseinandersetzen. Ich kam zu dem festen Entschlusse, Franzl nicht mehr zu sehen, ging deshalb heute Nachmittag zu ihr und sagte, was ich ihr zu sagen hatte . . . .“

„Du hast Franzl nicht geliebt!“

„Sie haben es doch eben behauptet! Als aber das Mädchen in Thränen ausbrach, als der Nußhäher ‚Fran—zl‘ zu rufen und zugleich die Drehorgel die beliebteste neueste Walzerweise zu spielen begann, als Franzl weinte, daß die Thränen über ihre

runden Wangen liefen und ihr Stumpfnäschen sich roth färbte, bin ich denn doch einen Augenblick lang weich geworden und habe mich gefragt: Wirst Du Franzl nicht vermissen? Hast Du sie vielleicht nicht doch geliebt? Allein da es heißt, daß ein Mann von dem Weibe, welches er liebe, nicht lassen könne und ich Franzl gelassen, so habe ich sie nicht geliebt."

Elfner sah vor sich hin und setzte sich neben Coniere. So blieb er längere Zeit hindurch; selbst noch nachdem Coniere aufgesprungen war und sich mit den Worten: „Auch ich werde Dir morgen eine Geschichte erzählen!" entfernt hatte.

Elfner litt unter dem Gedanken, daß er sich Franzl gegenüber hart und grausam benommen habe. Es that ihm weh, daß sie so sehr leide. Aber er sagte sich: Es mußte sein, ich mußte das Opfer bringen.

Während derselben Stunde fuhr Franzl in Begleitung eines schönen, jungen Herrn, lachend und mit weit geöffneten Augen die Schönheiten in sich aufnehmend, in den abendlich dunkelnden Alleen des Parkes spazieren. Der schöne, junge Herr hatte, schon einige Wochen früher, ihr Herz dadurch gewonnen, daß er ihr ein Paar Brillant-Ohrgehänge schenkte. Als er ihr gar, kurz nachdem Elfner von

ihr geschieden, einen Papagei gebracht, der zwanzig verschiedene Namen auszusprechen vermochte, verflog rasch die Trauer.

Die Herzen einfacher Frauen sind denn doch auch recht zusammengesetzt. Der schönen Franzl war der ernste Mann schon seit einiger Zeit zu ernst gewesen, und da früher oder später, einmal geschieden werden mußte, so hatte sie, wie die Tante lächelnd in landesüblicher Art sagte: „noch bei Lebzeiten des Herrn Malers demselben einen Nachfolger gegeben.“ —

VII.

Coniere irrte längere Zeit in den Gassen umher. Den Kopf niedergesenkt, focht er mit den Händen in der Luft und sprach in sich hinein. Er hielt förmlich Zwiegespräche mit sich selbst: „Elfner ist ein Künstler, ein Mann von entschiedenem Willen und Thatkraft. Die Kunst über Alles, ist sein Wahlspruch. Diesem Leitsterne folgt er allein. Was ihn zu hindern droht, wird bei Seite geschoben, niedergetreten. So ist es recht, so muß ein Künstler handeln, der Großes will, so ein Mann von Grundsätzen. Man darf nicht auf die Leute hören, welche sagen: ‚Der Mensch muß Herz haben!‘ Darunter verstehen sie Empfindlichkeit, Weichlichkeit; jetzt Beschließen und dann Abspringen, Wollen und durch jeden Einwurf irregemacht werden. Herz haben heißt: richtig empfinden und richtig handeln. Elfner

ist ein Mann und ich ein schwacher, hinfälliger Greis. Doch nein! Noch nicht! Noch regt sich in mir der Künstler. Die Zeiten haben sich geändert. Die Welt geht in neuen Bahnen rascher dahin. Was ich gewollt, ist gekommen. Noch fühle ich, daß ich ein Kunstwerk hervorbringen könnte. Das will ich auch! Große Jungen zu unterweisen, soll ich mein Leben damit abschließen? Soll das Alles sein, was der Genius der Kunst von mir fordert? Soll ich mein ganzes Leben hindurch nur immer geredet und nichts geschaffen haben? Ich will schaffen, und sei es das letzte Werk, das aus meiner Hand hervorgeht. Dazu bedarf es der Sammlung, der Vereinigung aller Kräfte, aller Gedanken, aller Empfindungen. Aber wie soll ich beginnen? Was werde ich vorbringen, was sagen? Die armen Leute! Sie werden untröstlich sein. Mit dem Gelde allein ist es nicht abgethan. Geld! Was ist Geld? Was kann Geld? Vor Noth bewahren, vor Hunger und Durst. Das ist richtig. Das ist aber auch Alles! Habe ich den Leuten gegenüber keine anderen Verpflichtungen? Haben sie nicht gerechte Ansprüche auf meinen Rath, meine Hilfe, auf meine Empfindungen, mein Herz? Habe ich deshalb jahrelang hindurch . . . Doch nein, nein! Ich darf mich

nicht ablenken lassen! Das ist es, woran ich scheitern, woran ich zu Grunde gehen würde. Elfner hat Muth, Kraft und gesundes Wollen. Soll ich mich von ihm beschämen lassen? Ich muß die Weichlichkeit aus mir herausreißen, wie einen Dorn aus dem Fleische."

Coniere gesticulirte, als würde er alle Zumuthungen, die sein Herz an ihn stellte, abwehren und eilte rasch dahin. Endlich blieb er in der Nähe eines Hauses stehen. Er trat ein. Sein Herz pochte, als er die Treppe emporstieg. Er mußte auf jedem Absatze stille halten und Athem schöpfen. Er rang mit der Unentschlossenheit, die ihn vorwärts trieb und zugleich zurückhielt, und zog endlich die Thürglocke. Es wurde geöffnet. Eine alte Frau mit grauem Haare, das sich unter einem weißen Häubchen halb verbarg, empfing ihn. Sie trug ein einfaches, blaues, weißgetupftes Kattunkleid und eine reine weiße Schürze. Die alte, runzelige Hand lag noch auf der Thürklinke, das gute, alte Gesicht lächelte freundlich. Die Frau machte eine Verbeugung, welche artig und vertraulich zugleich war.

„Guten Abend, Herr Professor! Wo bleiben Sie heute so lange? Wir waren bereits besorgt. Das Essen ist beinahe verdorben. Johanna fürchtete,

es sei Ihnen etwas zugestoßen. Sie lehnt bereits eine Stunde lang am Fenster, um Sie kommen zu sehen, und Sie blickten heute nicht einmal empor, wie Sie dies gewöhnlich, freundlich grüßend, zu thun pflegen!"

Coniere wollte erwidern, aber die alte Frau sagte: „Gut, gut, Herr Professor! Beachten Sie nicht, was ich sage. Sie wissen ja, ich schwätze viel und manchmal recht einfältig; aber ich meine es gut. Treten Sie doch ein! Die Füße zittern der armen Johanna so sehr, daß sie das Zimmer nicht verlassen kann."

Coniere trat ein. Johanna's blaue Augen standen voll Thränen. Auch sie war einfach wie ihre Mutter, wenn auch etwas modischer gekleidet. Als sie Coniere erblickte, trocknete sie rasch die Thränen und richtete sich, mit der linken Hand auf den zum Abendessen hergerichteten Tisch gestützt, empor.

„Guten Abend, Herr Professor! Wir haben Angst gehabt!"

„Bin ich ein kleines Kind? Warum habt Ihr Angst gehabt? Was kann mir widerfahren? Ich habe mich bei meinem Schüler länger aufgehalten

als gewöhnlich. Das ist Alles! Liebe Frau, setzen Sie sich!"

„Danke, Herr Professor," sagte die alte Frau, „Johanna soll sitzen bleiben, ich will das Essen bringen."

Johanna ließ sich, Coniere betrachtend, der es nicht wagte, das Auge auf sie zu richten, nieder.

„Es ist gut, Johanna," sprach er, „daß die Mutter uns verlassen hat. Ich habe einen Entschluß gefaßt . . . Sei nicht böse . . . aber ich kann nicht anders, es muß sein. Ich habe eine ernste, sehr wichtige Arbeit vor. Ich habe einen Auftrag erhalten; das Bild wird mir viel Geld einbringen. Ich muß nun denken, studiren, alte Bücher und Zeichnungen einsehen, arbeiten. Das Alles wird mich so sehr in Anspruch nehmen, daß ich, die Stunden in der Schule hinzugerechnet, kaum Zeit finden dürfte, Dich oft zu sehen."

„Sie meinen doch nicht, Herr Professor . . ."

„Sei ruhig, liebe Johanna, und höre, was ich sage. Mache keine Einwendungen. Du kennst mich, wenn ich etwas bestimmt will, muß es geschehen."

Johanna sprach anfangs kein Wort, aber die Thränen liefen ihr über die Wangen.

„Sie wollen,“ sagte sie einige Zeit später, „also nicht mehr zu uns kommen? Mich nicht mehr sehen, mich verlassen, mich aufgeben? Das ist es doch, was Sie wollen, nicht wahr?“

„Du mußt die Dinge nicht auf das Aeußerste treiben, liebes Kind. So ist es nicht gemeint. Ich will Euch von Zeit zu Zeit besuchen, sehen, was Ihr macht. Wenn Ihr irgend etwas benöthigt, Rath, Hilfe, Beistand, soll Deine Mutter kommen. Du kannst mir schreiben.“

Johanna schüttelte den Kopf. Sie war bleich geworden, stand auf, ging in die Küche und sagte der Mutter: „Gehen Sie hinein und reden Sie mit ihm! Ich verstehe nicht, was er will, oder vielmehr, ich will ihn nicht verstehen.“

„Gütiger Heiland!“ sagte die Mutter. „Habe ich es Dir nicht immer gesagt? Habe ich es nicht immer geahnt? Ist es so?“

Johanna neigte zustimmend den Kopf, und die alte Frau trat, sich zusammenraffend, in das Zimmer.

„Was soll denn das, Herr Professor? Ist es wahr, daß Sie uns verlassen und Johanna nicht mehr sehen wollen?“

„Das Kind übertreibt. Es stellt sich gleich das

Aergste vor. So ist es nicht. Das habe ich nicht gesagt. Das will ich nicht. Ich habe Johanna nur mitgetheilt, daß ich längere Zeit hindurch anhaltend arbeiten muß und nicht Zeit finden werde, hierher zu kommen. Ich bitte Sie, quälen Sie mich nicht, machen Sie mir keine Vorwürfe und erleichtern Sie mir, was geschehen muß."

„Ich Ihnen Vorwürfe machen? Nein, Herr Professor. Dazu wäre es zu spät und dazu haben wir nicht mehr das Recht. Ich bin eine alte Frau, die nicht viel in der Welt gesehen und erlebt hat, und was ich erlebt, war, wie Sie wissen, recht traurig. Aber Sie selbst haben oft gesagt, ich hätte gesunden Menschenverstand und mit diesem gesunden Menschenverstande will ich Ihnen einen Rath geben. Ich kenne Sie, wenn ich auch manchmal durch die tausend gelehrten Reden, die Sie den Abend hindurch oft hier hören ließen, nicht klar durchblicken konnte. Ein Anderer, der Ihre Reden hörte, würde Sie vielleicht nicht so richtig beurtheilen wie ich; aber ich weiß, daß Sie herzensgut sind, nicht im Stande, Unrecht zu begehen. Und Unrecht wäre es — von mir altem Weibe will ich nicht sprechen, ich habe nie gezählt und zähle nicht — Johanna zu verlassen. Eine andere Mutter würde Thränen vergießen, Sie

beschwören, Sie bitten, würde Ihnen den Jammer und das Elend des Kindes vorstellen, das Niemanden auf der Welt hat als Sie, was sagen will, daß sie Sie liebt; aber ich sage Ihnen, thun Sie es nicht, Ihrer selbst willen nicht. Sie können arbeiten, so viel Sie wollen, vom Morgen bis zum Abend, länger arbeiten endlich kann kein Mensch und Sie besonders nicht, da Sie ja kein Jüngling mehr sind; wenn Sie aber Ihre Tagesarbeit beendet haben, tritt der Augenblick ein, in welchem Sie der Ruhe bedürfen, des freundlichen Zuspruches, der Theilnahme guter Herzen, welche Sie in sich geschlossen haben. Und wo könnten Sie diese finden als hier, bei Johanna und mir? Das Kind würde einen schweren Kampf durchringen müssen, ehe es sich mit dem Gedanken vertraut machen könnte, Sie nicht wieder zu sehen. Indessen es würde vielleicht mit sich endlich fertig werden. Doch Sie — das sage ich Ihnen gerade in das Gesicht, verziehen Sie es nur so strenge als Sie wollen — Sie würden es nicht aushalten, würden wiederkommen, beschämt, reuig, und diese Empfindung, die Worte, welche dieselbe ausdrücken müßten, will ich Ihnen ersparen helfen. Also seien Sie gut! Seien Sie vernünftig!

Arbeiten Sie und kommen Sie, Ihrer Gewohnheit gemäß, täglich hierher."

„Es kann nicht sein, es geht nicht, liebe Frau! Ich darf meine Gedanken nicht abziehen lassen von dem Werke, welches ich schaffen muß. Es ist nothwendig, daß ich wie ein Schiffbrüchiger alle Reste, die mir übrig geblieben sind, zusammenraffe . . ."

In diesem Augenblicke trat Johanna ein und setzte sich schweigend zwischen ihrer Mutter und Coniere nieder. Dieser hatte auf dem kleinen Ledersopha Platz genommen, die Mutter an dem Tische ihm gegenüber; Johanna den Rücken gegen das Fenster gekehrt, saß auf einem Stuhle. Sie hatte die Speisen und das Getränk hereingebracht und legte in gewohnter Weise Coniere vor.

„Ich kann nicht essen! Ich will nicht essen!"

„Es ist richtig so, wie Du gesagt hast, mein Kind," sprach die Mutter. „Der Herr Professor will Dich ganz einfach verlassen, nicht mehr hierher kommen, Dich nicht mehr sehen, von Dir nichts mehr wissen!"

„Das habe ich nicht gesagt, liebe Mutter . . ."

„Wenigstens nennen Sie mich noch Mutter. Ich habe geglaubt, daß ich auch dieses Wort nicht

mehr aus Ihrem Munde hören werde. Das gibt mir Hoffnung. In Ihrem Herzen ist doch noch ein Funke von Empfindung für uns vorhanden."

„Liebe Frau . . ."

„So, jetzt wären Sie bereits bei der lieben Frau angelangt. Die liebe Frau kann aber auch nicht lieb sein, wenn Sie nicht die fixe Idee aus Ihrem Kopfe herausreißen, welche sich in demselben, schon länger als gut, festgesetzt zu haben scheint."

„Damit werden Sie mich nicht auf andere Gedanken bringen!"

„Das habe ich scherzhaft gemeint. Wie sollte ich Ihnen auch nur ein böses Wort geben, Herr Professor! Verlieren Sie nicht die Geduld mit mir; Johanna hat sie Ihnen gegenüber stets zu erhalten gewußt."

„Nun wollen Sie mir die Vorzüge des Mädchens in Erinnerung bringen, mir erzählen, daß ich ein alter, gebrechlicher, brummiger, launenhafter und unerträglicher Mensch bin! Das Alles weiß ich besser, als irgend Jemand. Habe ich ein Hehl daraus gemacht? Habe ich mich anders gegeben, als ich bin? Gewiß nicht! Vielleicht habe ich mich schlechter gemacht!"

„Ich wollte weder von mir noch von Johanna reden. Wir sind gewohnt zu thun, was Sie wollen, weil wir Sie lieben, weil wir Dankbarkeit für Sie empfinden, weil wir Niemanden auf der Welt haben als Sie, weil wir Sie hochachten und verehren. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich eine arme, verlassene Frau war und Johanna ein bettelarmes Kind, als Sie unsere Noth entdeckten. Sie wohnten hier in demselben Hause, gingen täglich an unserer Wohnung vorüber, sahen unsere bekümmerten Gesichter, fragten, überzeugten sich von unserem Elende und fanden, daß wir Ihrer Unterstützung würdig seien. Sie ernährten uns und ließen Johanna ausbilden. Sie hat durch Ihre Hilfe eine gute Erziehung bekommen. Sie benahmen sich wie ein Engel gegen das Kind. Ich weiß es. Trotzdem Sie das Mädchen liebten, verrieth nie ein Wort Ihre Empfindung. Als Johanna neunzehn Jahre zählte, war sie es, die Ihnen ihr Herz erschloß. Sie hat es mir oft erzählt und dabei gelächelt und wie gelächelt. Sie wissen, wie das Kind lächeln kann. Sie haben gesagt: ‚Johanna, was fällt Dir ein? Ich bin ein alter Mann mit grauen Haaren, könnte fast Dein Großvater sein! Du vermöchtest mich zu lieben? Wie kann man mich lieben? Du

täuschest Dich, mein Kind! Du fühlst für mich, was eine Tochter für ihren Vater fühlt. Es ist Dankbarkeit, die Dich so sprechen läßt. Warte, prüfe Dich, es werden junge Leute kommen, die Dir gefallen, zu denen Du Zuneigung fassen kannst, Liebe, wahre Liebe. Dann erst wirst Du den Unterschied zwischen der Empfindung für mich und der Liebe kennen lernen.' Thränen waren in die Augen Johanna's getreten. Sie hatte den Blick gesenkt und gesagt: ‚Nein, ich liebe Sie und keinen Anderen! Ich kenne Ihr Herz, und wenn Sie mir gut sind, so nehmen Sie meine Liebe wie die Blumen, die ich Ihnen so oft brachte!'"

„Das war meine Schuld! Aber wer sollte auch da nicht schwach sein! Wer glaubt nicht, daß er im Stande sei, noch Liebe einzuflößen. Ich weiß, Johanna ist eine gute Seele . . ."

„Sprechen Sie doch nicht so!"

„Ich werde alt! Nach einigen Jahren müßte mir Johanna ihren Arm reichen, um mich, wie die Tochter ihren blinden Vater, in den Gassen herumzuführen. Das wäre ein schöner Anblick! Ich will das Kind von mir befreien!"

Johanna reichte Coniere die Hand und sagte lächelnd unter Thränen: „Ich habe Sie geliebt, ich

liebe Sie, sprechen Sie nicht so grausam. Lieben Sie mich denn nicht mehr?"

Coniere sprang auf, ging erregt im Zimmer hin und her und rief: „Bringt mich nicht um! Ihr seid grausam, Ihr tödtet mich mit Eurer Liebe! Ich liebe ja Johanna noch immer! Vielleicht mehr als je. Das ist es aber, was mich bestimmt, sie nicht mehr zu sehen. Ich stehe dem Glücke des Mädchens im Wege. Es kann ein junger Mann kommen, den sie lieben lernt. Was soll ich da! Warten, bis der Tag gekommen ist, bis Johanna sagt: ‚Ich liebe Sie nicht mehr, ich liebe einen Anderen?‘ Und dann . . . ich habe Euch ja gesagt, was mich hauptsächlich dazu bewogen, den Entschluß zu fassen. Es ist der Künstler in mir, der nach Befreiung schreit. Ich muß Alles von mir werfen, was mich einengt, mich ablenkt, mich zerstreut. Ich habe mein ganzes Leben hindurch nichts Tüchtiges hervorgebracht. Man nennt mich mit Recht einen Vielsprecher, einen Schönredner, der wohl weiß, wie ein Bild zu machen ist, der sich aber unfähig erwiesen, etwas Großes und Schönes hervorzubringen. Mit diesem Nachrufe will ich nicht aus der Welt scheiden. Ich will ein Kunstwerk hinterlassen, das mir einen Namen macht, das nach meinem Tode verkündet: er war

ein Künstler, und unter günstigeren Verhältnissen wäre er vielleicht einer der Besten seiner Zeit geworden."

Johanna war an Coniere herangetreten und hatte ihm die Hand auf das Haupt gelegt.

Er riß sich los von ihr. „Sei nicht gut gegen mich! Zürne mir doch! Du thust nicht wohl, wenn Du mich zurückhältst. Laß mich gehen! Ich verdiene kein besseres Loos."

Die Mutter deutete Johanna durch ein Zeichen an, zu thun, was Coniere verlangte.

„Mutter," sagte er, zur alten Frau tretend und ihr die Hand reichend, „leben Sie wohl! Ich werde Ihnen morgen eine Schrift schicken, darin wird Alles enthalten sein, was Sie zu wissen brauchen. Sie werden sehen, daß ich für Sie und Johanna sorge."

Johanna, die sich nur mit Mühe aufrecht erhielt, sagte: „Das war überflüssig."

Coniere erröthete und sprach: „Du hast Recht, Johanna! Kein Wort mehr! Das ist ja selbstverständlich zwischen uns. Nun lebt wohl! Lebt wohl!"

Die alte Frau bewog Johanna durch ein Zeichen, Coniere nicht zurückzuhalten, und dieser

stürmte aus dem Zimmer. Johanna setzte sich, unfähig zu sprechen. Die Mutter seufzte tief auf, schritt zu ihrem Kinde, stellte sich hinter Johanna und küßte sie auf den Kopf. „Sei ruhig, mein Kind!“ sagte sie.

„Ich kann ohne ihn nicht leben, Mutter! Ich habe ihn ja so lieb!“

„Ich weiß es, mein Kind! Sei ruhig. Ich glaube, er liebt Dich ebenso wie Du ihn. Fasse Dich, auch er kann ohne Dich nicht leben, er wird zurückkehren.“

„Du kennst ihn nicht, Mutter!“

„Ich kenne ihn besser als Du. Er bedarf der Liebe wie alle Menschen. Nur in der Liebe ist ihr Himmelreich und nicht im Ehrgeize. Selbst dem Ehrgeize liegt doch nur der Gedanke zu Grunde, dem geliebten Wesen gegenüber recht groß zu erscheinen.“

Coniere sendete am anderen Tage den beiden Frauen die Schriftstücke. Nachdem er dieselben geschrieben, gesiegelt und fortgeschickt hatte, sprang er auf, kleidete sich um und eilte schnurstracks zu Elfner. Er fand diesen an der Arbeit. Höher emporgerichtet, als es sonst seine Art war, stolz in seinen Mienen, trat er ein.

„Nun, Held des Willens,“ sagte er, „was

machst Du? Ist Ulysses bereits am Ende seiner Erzählung angelangt? Hat er Kalypso schon verlassen, die untröstlich über sein Scheiden ist?"

Elfner sah auf und erstaunte über den Ausdruck des Gesichts Coniere's. „Was haben Sie, Meister, was ist geschehen, was regt Sie auf?"

„Glaubst Du, Du allein seiest ein Held? Ich bin auch ein Held! Ich habe versprochen, Dir eine Geschichte zu erzählen. Setze Dich! Doch nein, Du hast Dir vorgenommen, Dich durch nichts von Deiner Arbeit abwendig machen zu lassen. Bleibe also an Deiner Staffelei und höre."

Coniere erzählte Elfner seine Geschichte, die Liebe eines alten Mannes zu einem jungen Mädchen, und was er gethan, wie er bewiesen, daß er gleich Elfner Willenskraft besitze.

Elfner reichte Coniere die Hand und sprach begeistert: „Es freut mich, daß Sie sich dem Joche eines Weibes entzogen haben. Nun wollen wir wetteifern, das Beste leisten, dessen wir fähig sind."

„Kein Augenblick sei verloren! Ich eile nach Hause. Mein Plan ist gefaßt. Ich will sogleich Hand an das Werk legen."

Coniere führt diesen Entschluß auch aus. Er arbeitete unausgesetzt. Einige Stunden lang erfüllte ihn der Feuereifer so sehr, daß er nur an sein Werk dachte. Aber ohne sein Zuthun trat später das Bild Johanna's zwischen ihn und die Gestalt, welche er gezeichnet. Die weibliche Figur, die er entworfen, nahm allmälig die Züge des Mädchens an, welches er verlassen. Coniere fühlte seine Kraft schwinden. Er mußte an Johanna denken, die Empfindung trat wieder an ihn heran. Er hielt sich tapfer, rang und blieb, einige Tage hindurch, seinem Entschlusse getreu. Aber die Gewohnheit trat mit ihren ehernen Fesseln auf. In den Abendstunden, wo er Johanna und ihre Mutter zu besuchen pflegte, zuckte sein Herz schmerzhaft zusammen, es bedurfte des letzten Aufgebotes der Kraft, um Coniere zurückzuhalten, wenn sein Fuß ihn nach dem Hause, in dem Johanna wohnte, führen wollte. Zwei, drei, vier Tage hindurch war er ein Held, am fünften aber wurde er schwach und schwächer, sagte sich selbst recht unangenehme Dinge, endlich, in den Abendstunden warf er Pinsel und Palette zu Boden, sprach kein Wort, nahm Hut und Stock und eilte wie ein Jüngling zu Johanna.

Die Mutter öffnete und reichte ihm die

Hand. Johanna eilte herbei und fiel ihm um den Hals. So war es wieder, wie es gewesen und blieb auch so.

Coniere sprach mit Elfner nicht darüber und dieser fragte nicht.

VIII.

Die Kunde des großen Ereignisses, der erfolgten Neuwahl des Vorstandes der Künstlergesellschaft, verbreitete sich rasch in der Stadt. Steiner war Vorstand geworden. Natürlich! sagten alle außerhalb der Künstlerkreise Stehenden. Wer hätte denn, so hieß es, dem Stande größeren Glanz zu verleihen vermocht? Wenn man von der Kunst der Heimat spricht, meint man Steiner. Er hat unseren Ruhm gegründet und den Namen der Residenz als Kunststadt in weite Ferne getragen.

Trotzdem waren bis zum Wahltage heiße Kämpfe geführt worden. Niemand leugnete Steiner's Verdienste. Die Künstlergesellschaft wußte, daß Steiner sie glänzend vertreten, zur gegebenen Stunde hinreißend sprechen, der Gesellschaft thatsächlich von Nutzen sein werde; allein unausgesetzt, rastlos ar-

beiten, um die verworrenen Verhältnisse der Gesellschaft in Ordnung zu bringen, dazu war Steiner, sagte man, nicht der Mann. Täglich Stein auf Stein zu setzen, liebe er nicht. Er hänge zu sehr von der Stimmung ab. Ein Künstler dieser Art könne malen wie Steiner, aber nicht ein Haus in Ordnung halten. Er wird der Erscheinung und dem Namen nach Vorstand sein, meinten die Gegner; in Wirklichkeit aber werden seine Adjutanten und Trabanten regieren und administriren. Das Coteriewesen wird in Schwung kommen wie nie zuvor. Nicht eine glänzende, mächtige und mit Recht hochangesehene Person wird unsere Geschäfte leiten, sondern eine Gesellschaft von Mittelmäßigkeiten, welche die Schleppe des Meisters trägt.

Das Alles war richtig. Aber Steiner hatte großen Anhang. Die Mehrzahl war für ihn, und die Mehrzahl entscheidet. Bei der Abstimmung gilt der echte Künstler so viel wie der Dutzendmann. Steiner hatte überdies nicht nur viele Männer für sich, sondern fast alle Frauen, welche sich für Kunst und Künstler interessirten. Er malte ihre Porträts. Sie besuchten sein Atelier und fragten ihn um Rath bei der Wahl ihrer Costüme, ihrer Toilette. Steiner war für diese Damen der ordinirende Arzt in Mode-

sachen. Sie wendeten deshalb ihren ganzen Einfluß an, um ihm zum Siege zu verhelfen. Jeder Salon fühlte sich betheiligt. Die Dame des Hauses versprach sich einen viel stärkeren Effect, wenn der Eintritt des Präsidenten der Künstlergesellschaft angekündigt werden würde, während es bis jetzt einfach geheißen hatte: Herr Steiner!

Dieser selbst ließ sich das Werben zu seinen Gunsten ruhig gefallen. Er ersuchte Niemanden, für ihn zu agitiren, aber er lächelte freundlich nickend, wenn man ihm die Versicherung gab, Alles aufzubieten, um ihn an die Spitze der Gesellschaft der Künstler zu bringen. Auch wies er seltener Besucher des Ateliers ab und machte den Damen seiner Bekanntschaft häufiger als sonst, des Abends, wenn sein Tagewerk vollendet war, Besuche in ihren Salons oder in den Logen im Theater. Steiner ging dabei, wie immer, dem Lichte der Schönheit nach, in dessen Strahlenkreis ihn der Genius der Farbe trieb. Er athmete da mit voller Brust und war im Kreise schöner Frauen in seinem wahren Elemente. Form, Farbe und Duft bildeten sein Himmelreich. Dies stand ihm immer offen. Wenn der Lakai seinen Namen in den Salon rief, färbten sich die Wangen der schönen Frauen höher. Man setzte sich zurecht,

freute sich, wenn man den Andeutungen des Meisters folgend, gekleidet war, und erschrak, falls man sich über einem Stoffe, einem Schnitte, einem Modeanzug ertappen ließ, welcher den Ansichten des Künstlers über das, was schön ist und allgemein als schön gelten sollte, nicht entsprach. Steiner, ruhig, vornehm und würdig eintretend, nahm mitten in dem Kreise Platz wie ein Herrscher. Die Dame, auf welcher er zuerst seinen Blick wohlgefällig ruhen ließ, fühlte sich begnadet und erhöht. Er betrachtete sie von den schönen Haaren bis zu dem kleinen Fuße, der unter dem schimmernden Brocatstoffe hervorblickte. Lächelnd, freundlich nickend, sah er dann hierhin, dorthin und richtete seine Worte an diese oder jene schöne Frau. Er athmete förmlich mit den Augen. Daß er Gefühle in Frauenherzen erwecke, oder durch Bevorzugung einer Dame den anderen Stoff zur Eifersucht gebe, schien er nicht zu bemerken. Es war die Schönheit, das Bild, das er suchte. Anlaß zu glauben, von ihm geliebt zu werden, hatte er, soviel man wußte, keiner Frau gegeben, und wenn Neigung irgendwie fordernd an ihn herantrat, stellte er sich unwissend wie ein Kind, verstand es, die brennende Gluth abzuwehren und in unschädlicher Entfernung zu halten. Die Einen

trösteten sich, die Anderen waren unglücklich und heirateten aus Trotz einen ungeliebten Mann, den Künstler für die Mißhelligkeiten verantwortlich machend, welche später, naturgemäß, schiefen Verhältnissen entspringen mußten.

Die Frauen entschieden also bei der Wahl. Frauengunst macht oft zum Männerliebling. So wurde Steiner Vorstand der Künstlergesellschaft. Er beschloß, das Ereigniß, welches ihm denn doch größere Genugthuung gewährte, als er sich selbst eingestehen mochte, durch ein Fest in seinem Atelier zu feiern. Die Nachricht verbreitete sich blitzschnell in der Stadt und setzte alle mit Steiner in Verbindung stehenden Kreise in lebhafte Bewegung.

Ueber diese Costüm-Feste, deren der Künstler bei besonders feierlichen Anlässen bereits einige veranstaltet hatte, erzählte man sich Wunderdinge. Jeder wollte denselben beiwohnen. Eine Einladung zu erhalten, galt als große Auszeichnung. Man war Jemand, man zählte zur Kunst, zur Garde der Schönheit, wenn man während eines Costüm-Festes bei Steiner glänzen konnte. Man sagte, es gelte dort kein Rang, kein Name, nur Schönheit und Geschmack, Ruf und Ruhm. Als Auserwählte fühlten sich Jene, welche den kunstgeheiligten Boden des

Ateliers an den Weihefesttagen betreten durften. Jeden Anderen als Steiner würde der Ansturm um Einlaß unglücklich gemacht und ihm den Gedanken eingegeben haben, nie wieder ein derlei Fest zu veranstalten. Er aber ließ sich durch Nichts aus seinem Gleichmuthe bringen. Wen er zu sehen wünschte, wen er auszeichnen wollte, empfing er. Aber nur diese. Boshafte Kritik, die Folge der Nichtberücksichtigung Einzelner, ließ ihn vollkommen gleichgiltig. Er war bombenfest gegen die Geschosse Jener, die er nicht zu sehen, nicht zu bemerken sich vorgenommen.

Bei früheren Gelegenheiten hatte er bestimmte Programme ausgegeben, in denen die Zeit genau bezeichnet war, deren Tracht die Geladenen tragen mußten. Diesmal war der Phantasie freier Spielraum gegeben. Indessen lenkte Steiner die Blicke mehrerer Freunde auf Trachten, welche der Künstler an lebenden Gestalten sehen wollte. Er deutete, um sein Ziel zu erreichen, leichthin an, daß ein bestimmtes Costüm die körperlichen Vorzüge der in das Auge Gefaßten am besten hervorheben würde.

Was die Frau will, will nicht nur der Mann, sondern manchmal auch eine andere Frau. Der Mann war Heller, die Frau hieß Farren. Malvine

Heller hatte, ohne dem vielbeschäftigten Gatten ihre Absicht mitzutheilen, bei Frau Farren einen Besuch gemacht. Sie stellte es als vollendete Thatsache hin, daß Frau Farren der Tochter die Erlaubniß gegeben habe, in ihrer Gesellschaft das Atelier Steiner's besuchen zu dürfen. Sie überschüttete die kleine, alte Dame, Emmy und die anwesenden, sich ruhig haltenden Knaben mit einem Schwalle der liebenswürdigsten Redensarten. Das Spiel war indessen bereits halb gewonnen. Frau Farren, ernst und streng in ihren Ansichten, untersagte zwar, als ob jeder Widerspruch vergeblich wäre, den Kindern, was sie nicht für gut und richtig hielt; Emmy aber war nicht nur die Tochter, sondern auch die Schülerin ihrer Mutter und wandte deren eigenes System gegen sie an, allerdings nur, wenn es sich darum handelte, etwas zu erlangen, was Emmy für wünschenswerth, aber zugleich für erlaubt und gut hielt. Sie setzte der Mutter anfänglich keinen Widerspruch entgegen, sagte immer Ja, sprach einige Zeit lang kein Wort über ihre Absicht, näherte sich aber Schritt für Schritt mit der Natur des schmeichelnden Kätzchens, die jedem Weibe innewohnt, war freundlich und zuvorkommend gegen die Mutter und suchte ihr Alles von den Augen abzusehen, den leisesten Wunsch zu erfüllen.

Dann setzte sie sich auf die Seitenlehne des Sophas, nahm die Mutter in den Arm, senkte das Köpfchen zu deren Haupte nieder, küßte sie auf Haar, Stirn und Wangen, drückte ihren Mund auf jenen der Mutter, brachte aber noch immer nicht ihre Absicht, ihren Wunsch vor. Einige Stunden später machte Emmy leise Andeutungen, der Pantomime folgte das Wort, einschmeichelnd, liebenswürdig, flehend. Da kamen Gründe, Widerlegungen. Die alte Frau gerieth in Aufregung, sagte Nein, um . . . nach einer halben Stunde des Flehens, Bittens und Beschwörens endlich Ja zu sagen. So hatte sie auch diesmal den Bitten Emmy's, das Atelier Steiner's sehen zu dürfen, nachgegeben. „Bessere Gesellschaft," hatte Emmy gesagt, „kann ich nicht finden, als die Gattin des Mannes, den wir so hoch verehren, der sich uns bei so vielen Anlässen freundlich und hilfreich erwiesen." Dem konnte Frau Farren nichts entgegensetzen, und das hatte entschieden.

Frau Malvine Heller und Emmy betraten also das Atelier des Künstlers, staunten und bewunderten.

Ein Rausch erfaßte Emmy. Geblendet, entzückt kehrte sie nach Hause zurück und erzählte der Mutter, den Geschwistern, was sie gesehen. Es war, als ob sie ein Buch, ein Märchen gelesen hätte. Ihre

Phantasie hatte die schönsten Bilder aufgenommen. Das war aber auch Alles.

Einen anderen Eindruck, eine ganz andere Wirkung hatte das Atelier des Künstlers auf Malvine Heller gemacht. Diese begnügte sich nicht mit der Anregung. Sie setzte sogleich, was sie gesehen, in Wirklichkeit um. Während Emmy hie und da von der Pracht des Malersaales träumte, lebte Malvine nur in dem Gedanken, sich in dieselbe Atmosphäre zu versetzen. Sie begann ihre Wohnung neu einzurichten und auszuschmücken, allerhand alten Trödel in den bescheidenen Räumen anzuhäufen. Heller machte Einwendungen, allein sein Nacken war seit längerer Zeit bereits gebeugt und gewohnt, das Joch zu tragen. Nach vergeblichen Versuchen, die Frau von ihrem Vorhaben abzubringen, fügte er sich in das Unvermeidliche und ließ sie gewähren. Er mußte die Kosten tragen; noch mehr als früher arbeiten, um sie erschwingen zu können. Der letzte Rest häuslicher Bequemlichkeit verschwand. Malvine erschien nur noch als Dame des sechzehnten Jahrhunderts in und außer dem Hause. Große Hüte mit bunten Federn, welche das schöne Gesicht in ein mildes Helldunkel setzten, gepreßter Sammt, bunte Bänder, geschlitzte Aermel, Ketten und Ringe antiker

Form, Halsbänder und Medaillons der vergangenen Jahrhunderte, Alles falsch, aber billig — nach der Ansicht Malvinen's — zierten die schöne Frau. Viele lächelten, aber Heller war tief betrübt.

Malvine hatte es sich an dem ersten Besuche bei Steiner nicht genügen lassen. Sie war fast steter Gast in seinem Atelier geworden und saß, ohne daß Heller davon wußte, dem Künstler Modell zu dessen Ceres. Der Lohn war eine Einladung zu dem Feste, das Steiner veranstaltete. Heller war ebenfalls geladen, und in Folge der von Malvinen leicht hingeworfenen Bitte auch Emmy, von der Steiner gesagt hatte, daß sie ihm recht wohl gefalle, ein wohlgebildetes, feinauftretendes Mädchen sei, daß er aber nicht wüßte, welche Gestalt sie in der Ceres-Gruppe darstellen könnte. Emmy war entzückt von der Nachricht, welche ihr Frau Heller brachte. Frau Farren verweigerte anfänglich die Erlaubniß, um sich dieselbe später abschmeicheln zu lassen. Als es sich darum handelte, das Costüm für Emmy zu bestimmen, meinte Frau Farren, da Malvine als Ceres erscheine, könnte Emmy das Costüm der ährenlesenden Ruth tragen. Das würde ganz gut stimmen, wäre bescheiden und würde der Familie nicht große Kosten auferlegen.

In der Reihe der von Steiner geladenen Gäste befand sich auch Mr. Zalperl. Der Künstler hatte sich beeilt, ihm einen Besuch abzustatten, um die so glänzend geschilderten Herrlichkeiten zu besichtigen. Die Sonderbarkeiten des Mannes, welche dem Maler im Atelier ein Lächeln abgewonnen, ließ er im Hause des Mr. Zalperl völlig unbeachtet und hatte nur Sinn und Auge für die Raritäten. Mr. Zalperl wollte seinen berühmten Gast durch alle Gemächer führen, ihm alle Einzelheiten schildern, aber Steiner ging nur dem Schönen nach, welches das Auge auf sich zog, hierhin, dorthin, ohne den Führer sonderlich zu beachten. Mr. Zalperl, aus dem Zusammenhange gebracht, gab es kopfschüttelnd bald auf, den Gast zu leiten und folgte ihm mit zusammengepreßten Lippen.

Steiner fand, daß Mr. Zalperl in der That Gegenstände besitze, welche in hohem Grade als sehenswürdig gelten konnten. Es waren dies nicht jene, auf welche der exotische Mann den größten Werth zu legen schien, sondern schön getriebene, orientalische Arbeiten, Vasen, Schilde, Waffen und besonders Costüme aus Japan, China und Indien. Das Auge des Malers erweiterte sich förmlich und sog Farben und Formen gierig in sich auf. Als

erfahrener Käufer verrieth er aber nicht die Leidenschaft, welche darnach verlangte, dies oder jenes zu besitzen, sondern ging weiter und wurde dabei freundlich und zuvorkommend. Die Schlauheit, deren ein Sammler, und wenn er der tugendhafteste Mensch der Welt wäre, fähig ist, wenn es sich darum handelt, in den Besitz eines Gegenstandes zu gelangen, welcher seine Begierde auf das äußerste reizt, schlüpfte gleich einer Schlange bei Steiner hervor und züngelte aus seinem Munde. Er ging jetzt auf Zalperl's Art ein, folgte ihm, ließ den Mann erzählen und erklären, lobte auch, was ihm nicht gefiel, wenn er anzunehmen Grund hatte, daß Zalperl besonderen Werth auf einen Gegenstand lege, und gebrauchte selbst das Lieblingswort Zalperl's: Was kostet das? Mr. Zalperl, um den Ankaufspreis einzelner Stücke befragt, gab enorme Summen an. Steiner lächelte in sich hinein, denn er fragte nur um den Preis bei Sachen, die ihm nicht gefielen. Als Zalperl, der bereits ermüdet und verwirrt war, zum Ziele kommen wollte und Steiner fragte: „Nun, was hat Ihnen am besten gefallen?" hielt der Künstler in seinem Rundgange nicht inne, sondern lenkte seine Schritte wie zufällig zu der Gruppe von Gegenständen, die ihn am meisten interessirte.

„Sie haben den Wunsch geäußert, Mr. Zalperl, daß ich Ihr Porträt male!“

„Gewiß, es würde mich sehr freuen. Ich frage deshalb noch einmal: Was kostet das?“

„Ich verlange kein Geld,“ sagte Steiner.

„Was sonst?“

„Da Sie mein Atelier gesehen haben, so werden Sie begreifen, daß ich mehr Werth auf Zierden desselben lege als auf Geld.“

Mr. Zalperl wurde aufmerksam.

„Schließen wir ein Tauschgeschäft. Ich gebe Ihnen Ihr Bild, und zwar so gut, als ich im Stande bin, es zu malen; geben Sie mir einige in Ihrem Besitze befindliche Schaustücke. Das Geschäft ist gar nicht so schwierig, als man im ersten Augenblicke glauben könnte. Meine Preise sind bekannt, Sie werden sie von jedem Sachverständigen erfahren und wissen, was Sie die Gegenstände gekostet haben, welche ich zu erhalten wünsche.“

„Oh, Mr. Steiner! Bitte! ...“

„Ich weiß sehr wohl, daß der Werth eines Kunstwerkes für den besitzenden Liebhaber den Preis weit übersteigt, welchen der Erwerber bezahlte. Legen Sie also nach Belieben bei jedem Gegenstande zu. Ich werde Ihnen bezeichnen, was ich gerne

besitzen möchte, und Sie machen dann Ihren Calcul. Rechnen Sie im Kopfe. Ich werde es auch thun. Es wird sich zeigen, ob wir übereinstimmen, wenn wir die Summe ziehen."

„Nun denn, Mr. Steiner sagen Sie mir... Aber ich würde lieber zahlen."

„Ich nehme von Ihnen kein Geld. Ich nehme es nur von Leuten, die nichts besitzen, was meinen Kunstsinn reizt. Sie sind kein gewöhnlicher reicher Mann. Ich male Ihr Bild nur, wenn ich erhalte, was ich begehre. Geben Sie sich keine Mühe, mich davon abzubringen! Ihr Porträt wird die Wand dieses Salons zieren, und die Eintretenden sollen aufschreien und rufen: ‚Das ist ja Mr. Zalperl, gemalt von Steiner, dessen Name auf dem Bilde in rother Farbe prangt,' wenn Sie mich in der von mir angegebenen Art belohnen, oder Ihre Züge werden von mir nicht verewigt. Entschließen Sie sich rasch. Wollen Sie oder wollen Sie nicht?"

Mr. Zalperl, dessen Wunsch, von Steiner gemalt zu werden, feststand, sagte: „Nun, so zeigen Sie mir, was Sie zu besitzen wünschen."

Langsam wandte sich Steiner um und sagte: „Zum Beispiel: diese zwei Vasen, jenen Schild, diese Waffen..."

„Oh, Mr. Steiner ...“

„Bitte, Mr. Zalperl. Ich glaube, es wird besser sein, wenn Sie die Güte haben, Ihr Notizbuch zur Hand zu nehmen und den Preis jedes einzelnen Gegenstandes zu verzeichnen.“

„Gut,“ sagte Zalperl. „Also diese Sachen ...“

„Und dann noch einige Kleinigkeiten ...“

„Noch etwas?“

„Außer den Gegenständen, welche ich bezeichnet habe, diese Costüme.“

„Oh, Mr. Steiner! Es sind Krönungsanzüge von Fürsten und Großen des Reiches.“

„Alte Kleider, Mr. Zalperl!“

„Alte Kleider haben manchmal auch einen Werth!“

„Aber doch nicht für Leute wie wir, Mr. Zalperl!“

„Es knüpfen sich Erinnerungen an diese Costüme. Und sehen Sie her, Alles echtes Gold, werthvolle Steine.“

„Kleine unbedeutende Perlen; Edelsteine von nicht besonderem Werthe. Diese sind es auch nicht, welche mich bestimmen, die alten Kleider zu besitzen, sondern der Schnitt, der Stoff, das Fremdartige der Zeichnung. Sie wissen ja, worauf wir Maler Werth legen.“

„Die Steine und Perlen haben aber doch einen bestimmten Werth.“

„Gewiß, Mr. Zalperl! Das ist es ja eben, was ich Sie bitte, selbst anzugeben. Ich will nichts, als Werth gegen Werth. Setzen Sie an, was recht und billig oder vielmehr theuer ist. Ich werde keine Einwendung erheben.“

Mr. Zalperl seufzte. Das Bild wollte er haben, und in anderer Art, das sah er ein, konnte er nicht in den Besitz desselben gelangen. So rechnete und seufzte er längere Zeit hindurch. Er ging hin und her, sah den Maler und die Werthsachen abwechselnd an. Endlich war er mit seinem Calcul zu Ende und nannte eine außerordentlich hohe Summe.

„Also Sie sind entschlossen, mir zu dem von Ihnen angegebenen Preise die gewünschten Gegenstände zu überlassen? Schön. Es ist gerade der Preis, welchen ich verlange, wenn ich Ihr Bild malen soll.“

Mr. Zalperl sah starr mit halb geöffnetem Munde dem Künstler in das Angesicht. „Das ist ja ein ungeheurer Preis!“ sagte er.

„Ich finde Ihre Preise auch hoch,“ meinte Steiner. „Indessen, Mr. Zalperl, ganz nach Belieben. Nun wissen Sie, was Ihr Porträt, von mir

gemalt, kosten würde: ein paar alte Gefäße und einige alte Kleider! Dafür erhalten Sie, ich kann es offen, ohne unbescheiden zu sein, sagen, ein schönes, neues Bild, nach dessen Besitze Sie ja so sehr streben, wie Sie sagten. Indessen wir wollen nichts übereilen. Ich lasse Ihnen Zeit zum Nachdenken. Rechnen Sie noch einmal genau und gewissenhaft. Gehen Sie mit sich zu Rathe und wenn Sie entschlossen sind, dann sagen Sie mir: Ja oder Nein!"

Zalperl stellte rasch in Gedanken die Summe fest, welche den Einkaufspreis der Werthsachen gebildet hatte, es war die Hälfte des kurz vorher angegebenen, und sagte anscheinend rasch entschlossen: „Gut denn! Sie sollen die Sachen haben. Sie sollen sehen, daß Anthony Zalperl mit sich sprechen läßt." Dazu lachte er. Er reichte Steiner die Hand, in welche dieser rasch einschlug. Der Handel war geschlossen.

„Aber eine Bedingung, wenn ich bitten darf?"

„Welche?"

„Sie müssen so rasch als möglich mein Porträt malen."

„Ich gehe sonst nie auf eine solche Bedingung ein," sagte Steiner, „will Ihnen aber beweisen, daß ich den Werth der mir überlassenen Gegenstände

genau zu schätzen weiß, noch mehr die Bereitwilligkeit und Freundlichkeit, mit welcher Sie dieselben in meinen Besitz gegeben haben, und verspreche deshalb, von morgen an mich Ihnen ausschließlich zu widmen. In acht Tagen ist Ihr Porträt fertig."

„Nur acht Tage Arbeit?"

„Ihr Bildniß wird so gut werden, als ich es anzufertigen im Stande bin, vielleicht besser als jene Anderer, weil ich mich ganz und gar in Ihre Physiognomie vertiefen kann. Sonst male ich nur eine Stunde täglich an einem Bildnisse, Ihnen werde ich mich täglich fünf Stunden hindurch widmen."

„Oh, Mr. Steiner, so lange . . .! Mein Doctor . . ."

„Die Zeit wird Ihnen in meinem Atelier rasch vergehen. Sie brauchen nicht fortwährend zu sitzen, können sich hin und her bewegen und sprechen, was Ihnen beliebt. Ich freue mich sehr auf die Unterhaltung mit Ihnen. Sie werden mir interessante Geschichten, Vorfälle aus Ihrem Leben erzählen, Schilderungen von Land und Leuten, welche Sie während Ihrer Reisen kennen gelernt. Sie sind ein sehr scharfer Beobachter und haben sich mit Geist in die Volksseele vertieft. Ich freue mich sehr darauf."

Mr. Zalperl lächelte selbstbewußt und sagte: „Das wird schön werden. Gut denn, ich will Alles thun, was Sie wünschen.“

Mr. Zalperl hatte die Sitz- und Geduldproben, die Steiner von ihm verlangte, überstanden. Sein Bildniß zierte den großen, vergoldeten Salon des kleinen Palastes, in dem er wohnte, und er ließ es sich, zum Danke dafür, daß Steiner ihn im Bilde verewigt, nicht nehmen, das Atelier des Künstlers von Zeit zu Zeit, besonders aber an den allgemeinen Besuchstagen, wo die vornehme Welt in der Künstlerwerkstätte versammelt war, zu besuchen. Er fühlte, daß er ein Recht besitze auf freien Eintritt.

IX.

Das Fest bei Steiner fand während einer schönen Frühsommer-Nacht statt. Von dem Augenblicke an, da die ersten Lichter in den luftigen Räumen erglänzten, bis zu dem Moment, wo in den Morgenstunden von den schläfrigen Dienern die letzte Flamme erstickt wurde, stand eine schaulustige Menge vor dem Eisengitter, das Garten und Gebäude von der Straße trennte. Der Drang, das Fest vom Anfange bis zum Ende, gleich dem Inhalte eines vollen Kelches, zu genießen, bewirkte das Wunder, daß die Mehrzahl der Theilnehmer zur angegebenen Stunde, ja noch früher erschien. Wagen nach Wagen fuhr vor. Die Menge theilte sich, bildete Spalier, stand Kopf an Kopf und war bemüht, die in den geschlossenen Carrossen ankommenden Personen und deren Costüme zu erspähen. Bemerkungen, Ausrufe, frohes Lachen

ertönten aus den Reihen der Zuschauer. Die Kinder erstiegen die Grundmauer des Gitters, preßten die kleinen Köpfchen zwischen die Eisenstäbe und gaben ihrem Entzücken durch jauchzende Rufe Ausdruck. Gravitätisch hielten zwei erbetene Sicherheitswachmänner die Ordnung aufrecht, nicht aber, ohne hier und da von seitwärts neugierige Blicke in das Innere der Wagen zu senden oder mit halbgewendetem Haupte nach der gedeckten Einfahrt zu sehen, um die Herrlichkeiten von Sammt und Seide, Gold und Spitzen an den Gestalten der Ankommenden bewundern zu können.

„Wenn auch ich nur einmal einem solchen Feste beiwohnen könnte!" sagte ein junges, hübsches Mädchen, dessen goldenes Haar von einem seidenen Tuche halb bedeckt wurde, während über seine Schulter hinweg zwei junge Männer das Schauspiel anstaunten und Bemerkungen über die Schönheit der ankommenden Damen wechselten. Die schmeichelhaften Worte, welche sie nahe den Ohren des Mädchens, bald kosend lispelten, bald laut äußerten, wurden aber von der Blondine, die nur Sinn für den glänzenden Aufzug hatte, nicht verstanden; später brachte indessen die nahe Nachbarschaft der Körper

ein Gespräch in Gang, welches bald schwunghaft und freundlich-vertraulich wurde.

Steiner, in der Tracht eines Malers aus der ernst-schönen Zeit des van Dyck, eilte von Anbruch des Abends an in den Räumen hin und her. Er hatte seit Tagen die Umwandlung des großen Ateliers in einen Ballsaal und jene der Zimmer in Sprech- und Speiseräume überwacht. Der Künstler war während der Vorbereitungen zu solchen Festen von einem Generalstabe von Freunden und Genossen umgeben. Es wurde die Hauptidee des Festes angegeben und jedem Einzelnen die Ausführung eines Theiles übertragen. Diesmal hieß die Parole: Jeder nach Belieben; die Ordnung übernimmt das Ungefähr. Das Ungefähr bildeten aber Steiner und seine Freunde. Theils waren, nach den leicht hingeworfenen Angaben des Künstlers, mehrere Gruppen zu erwarten, theils stellte er Herren und Damen, mit denen er vertraut war, wenn diese darum baten, bereitwillig Costüme aus seinen reichen Sammlungen zu Gebote.

Alle Räume waren erhellt; das große von einem Glasdache überspannte Atelier und die rechts und links an dasselbe sich anschließenden zahlreichen Zimmer. Von dem Plafond hingen an Rosenketten

Candelaber in der Form von Rosensträuchen. Aus jeder Rose flatterte ein Gasschmetterling. Der untere Raum des Saales war durch Armleuchter erhellt, welche von acht lebensgroßen Mohren, je zwei in einer Ecke angebracht, in den hoch emporgestreckten Händen gehalten wurden. Die Wände des Saales, mit alten Gobelins bedeckt, wiesen in verblaßten Farben mythologische Scenen. Sonst befand sich in dem Atelier nichts als an der breiten Seitenwand eine bedeckte Staffelei. Auf der Draperie waren reife Garben voll schwerer, herabsinkender gelber Aehren gemalt, aus denen Mohn und blaue Kornblumen hervorstachen.

Gewöhnlich lag in dem Atelier Alles bunt durcheinander, Zierde und Schmuck des Hauses vergangener Jahrhunderte, wie es der Maler zu seiner Augenfreude eben brauchte, mehr nach den Farben, als nach den Jahrhunderten abgestuft. Aus Anlaß des Festes hatte man aber diese Gegenstände entfernt und in anderen Räumen vertheilt. Zugleich wurde versucht, in die Anordnung der kleineren Säle und Zimmer Sinn und Gedanken zu bringen. Aus den orientalischen Teppichen und Stoffen waren Zelte gebildet, die Wände der Prunkgemächer mit Gobelins überspannt und die

Waffen in einer Art von Kriegslager angebracht worden. Von den Zimmerdecken hingen schwere, vielarmige Messingkronleuchter oder an Ketten altdeutsche Jungfrauen nieder, die in ein Hirschgeweih ausliefen. An den Wänden standen hie und da, soweit es der Raum gestattete, große, ladenreiche Sacristeikästen und Halbkästen, deren Intarsien Blumensträuße und Ornamente in matten Farben zeigten. Zwei Zimmer waren in der italienischen Halbtrauerart mit zierlichen Kästen, Tischen und Stühlen aus schwarzem Holze mit eingelegtem Elfenbein möblirt. In jener Ecke strebte eine deutsche Kastenuhr fast bis zur Decke empor; dort zierte einen Halbkasten eine thurmartig aufstrebende blanke Messinguhr mit zahlreichen Spitzen und Ecken, der deutschen Renaissance angehörend. Eine getriebene Augsburger Silberkanne fesselte die Blicke der Vorüberwandelnden. In einem chinesischen und einem japanischen Cabinette waren die unzähligen kleinen Kunst- und Industriegegenstände von jenseits der Meere, die Rococo-Nippes des fernen Ostens angebracht. Dann kamen wieder altdeutsche Gemächer, geziert mit Messingschüsseln, grauen und braunen Churfürsten-Krügen, Zinnhumpen, die einst im Besitze von ehrsamen Zünften gewesen, welche es sich

nicht hätten träumen lassen, das Gefäß, welches der tugendreiche Zunftmeister Andreas Hubinger an den Tagen des Schutzpatrons kaum zu heben vermochte, werde einst eine der Sehenswürdigkeiten des berühmten Ateliers bilden.

Der Meister empfing die ankommenden Gäste im großen Saale. Er war fast die imposanteste Figur in den Räumen. Der schwarze Sammt und das wie von Flammen umzüngelte Haupt stimmten gut zu einander. Steiner hatte für jeden der Eintretenden ein liebenswürdiges Wort eigener Art. Verbindlich, aber selbstbewußt gegen die Vornehmen, war er gutmüthig, freundlich mit Kameraden, wenn sie auch tief unter ihm standen. Man konnte von Steiner sagen, er kenne keinen Unterschied, als den des Geschlechtes. Die Art, wie er Herren und wie er Frauen empfing, war so verschieden, als ob der Gruß, an diese oder jene gerichtet, von zwei verschiedenen Männern ausginge. Steiner war der Maler und der Mann der Frauen.

Einem scharfen Blick mußte es auffallen, daß junge Mädchen fast gar nicht in dem Atelier erschienen waren. War keines geladen? Kamen sie nicht? Doch daran dachte man nicht in diesen Räumen. Man sah und bewunderte nur die Reich-

thümer aller Kunststaaten, die auch die Machtstaaten gewesen waren in vergangener Zeit, und bewunderte einander. Man hatte seine Freude aneinander; wie Alles so reich und glänzend aussah und wie Gestalten, die sonst in den farblosen und linienarmen Gewändern alltäglich erschienen, jetzt durch die Farbenpracht und den reichen Faltenwurf in das Licht gesetzt und gehoben wurden. Rang und Name entschieden darüber, wer Zutritt zu den Festen Steiner's fände. Man konnte hinzufügen: auch ein gewisses Alter bei Männern und bei Frauen. Reif mußte man sein, um vor den Augen des Künstlers Gnade zu finden. Reif und schön. Die Reife der Frucht macht würzig. Sie weckt die Begierde der Augen eines Künstlers. Die Reife tödtet zwar die frische Farbenpracht der Blumen, allein einige Anwendung von Kunst, um das zu ersetzen, was bei der Umbildung der Knospe in die Frucht an Frühlingshauch abgegeben wurde, wird wohl in den Räumen eines Künstlers erlaubt sein. Die Damen des sechzehnten Jahrhunderts hatten es nicht verschmäht, das Haar zu färben und auf dem Haupte die Sonnenstrahlen und Rosenwölkchen der himmelansteigenden Königin zu vereinigen, warum sollten die Frauen einer Wiederholungszeit der Wieder-

geburt der Künste nicht auch dem Goldblond, der herrschenden Farbe huldigen? Alle diese neuen und alten Stoffe, Farben und Färbemittel, die Gluth der Kerzen und der Athem der Menschen erzeugten eine schwere Atmosphäre. Wer knapp an den Gobelins, welche die Wände bedeckten, vorüberschritt oder in einer Ecke seinen Standplatz nahm, fühlte sich von jenem den Sammlern so werthen Moderdufte umgeben, welcher aus den Gemächern der Liebhaber, die ihre Schätze übereinander häufen, wie aus eben aufgeschlossenen Sarkophagen entgegenquillt.

Coniere, der als Benvenuto Cellini, maskirt wie er sagte, erschienen war, stand in einer Ecke und lispelte dem an ihn herantretenden Elfner zu: „Du kennst doch die altdeutschen Todtentänze, die Bilder, welche den Sensenmann auf seinem Triumphzuge darstellen?"

„Wo wollen Sie hinaus?"

„Hier siehst Du den Todtentanz im Reiche der Kunst. Was der Sensenmann vor Jahrhunderten niedergemäht, hier ist es wieder geboren, um — alsbald wieder zu sterben."

„Immer boshaft, lieber Meister. Auch hier?"

„Ich habe ein Recht, auch hier grob zu sein,

deshalb bin ich Benvenuto Cellini. Leider kennt man mich nur als Coniere."

„Darf man denn solchen Festen nicht auch die schöne Seite abgewinnen?"

Elfner, der in der schwarzen Sammttracht der Rafael'schen Zeit erschienen war, hörte die Antwort Coniere's nicht mehr, denn er wurde von einem vornehmen Herrn, egmontartigen Aussehens, in das Gespräch gezogen, dem Grafen von Leonstein.

Die Gesellschaft war vollzählig. Es fehlte fast an Raum für dieselbe. Man sah herrliche Gestalten. Da war vorerst eine berühmte Künstlerin, schön auf der Bühne und schön im Leben, welcher Majestät und Grazie angeboren waren. Die Glieder spielten unter den Gewändern in vollendeter Harmonie, die Stoffe schmiegten sich, als wollten sie den Körper wohlig berühren, an denselben und fielen schön gewellt von der ebenmäßigen Gestalt herab; der edle Kopf saß wie eine Lilie fein geschwungen auf dem Körper. Die Künstlerin schritt voran. Andere schöne Frauenbilder folgten. Man fragte nicht nach ihrem Alter, denn sie waren schön, und man fragte selten nach ihren Männern, welche sich abseits hielten und still und steif an den Gobelinwänden hafteten.

Außer den vornehmen Herren und schönen Frauen hatte sich auch eine größere Zahl von Männern, das Gefolge des Meisters, eingefunden. Man sah den Maler, der sich dadurch hervorzuthun suchte, daß er seine Sprechweise dem Dialekte des Volkes der entlegensten Vorstadttheile entlehnte, was eine Zeit lang in der vornehmen Welt als interessant und originell bezeichnet wurde. Man glaubte, wer so gerade heraus spreche, müsse auch immer wahr sein, aufrichtig und offen. Dann war der Architekt zugegen, welcher den Malern nachgeht, allen ihren Launen fröhnt, nachgibt und sich anschmiegt. Während große Baukünstler, die Richtung angebend, voranzuschreiten pflegten, baut man heute manchmal Häuser für die Bilder, die man liebt, und der Architekt, der dem Maler dient, wird dem Bauherrn als der geeignetste Hauskünstler vorgeschlagen. Es waren auch zwei oder drei Maler zugegen, die als solche bezeichnet wurden, trotzdem man nie ein Werk von ihnen gesehen. Auch sie wollten leben, gut und schön leben. Sie bildeten Vortrab und Nachgarde des gefeierten Künstlers, verkündeten seinen Ruhm, wenn er ein Bild angefangen, und jubelten über seine Erfolge, wenn es sichtbar geworden war. Jedes Bild des Meisters war das Bedeutendste, das

er je geschaffen, wenn man diese Herren hörte. Als Belohnung dafür wurden sie zur Tafel des Künstlers gezogen. Was davon abfiel, selbst an Bestellungen, gehörte ihnen. Sie aßen und tranken sich satt und ein Blatt von dem Ruhmeskranze des Malers in der Mode fiel auch auf ihr Haupt. Ein Freund Steiner's zu sein, war ein Titel. Dann sah man einige Männer, welche in dem Rufe standen, die ganze Gesellschaft unterhalten zu können. Man lachte, wenn man ihrer ansichtig wurde, denn man hatte gehört, daß oft schon über sie gelacht worden sei.

Der große Kreis theilte sich in mehrere kleine. Schöne Frauen bildeten den Mittelpunkt jedes einzelnen. Eine schlanke Brünette lächelte und blickte herausfordernd, öffnete aber selten den Mund, denn es fehlten ihr, was so häufig bei Frauen vorkommt, die Seitenzähne und auch die übriggebliebenen waren des Lippenschleiers bedürftig. Ein rothblondes, nicht mehr junges Mädchen führte in einem andern Kreise das große Wort. Sie war allgemein bekannt als das Modell des Malers. Fast auf allen Bildern des Künstlers erschien sie als die Hauptfigur. Sie führte in der Kunstwelt den Namen: der gesammelte weibliche Olymp Steiner's.

Der Zutritt in das Atelier des Künstlers, auch wenn dieses von illustren Gästen gefüllt war, wurde ihr gestattet, denn Modelle waren wieder zu Ehren gekommen, wie zur Zeit, als es Fürstinnen nicht verschmähten, ihre Schönheit vor bevorzugten Künstlern zu enthüllen. Ueberdies war ihr Name unangetastet. Eine andere Dame: „das böse Wort" genannt, machte spitzige Bemerkungen über die Anwesenden. Man lachte in ihrem Kreise süß-säuerlich, man lachte still, weil man fürchtete, daß das laute Lachen verrathe, was man sich heimlich zuraunte. Lebhaften Antheil an den Gesprächen in diesem Kreise nahm ein Maler, der unter der Flagge eines Künstlers Hauskäufe vermittelte und auch einträgliche Geschäfte mit Bildern und Kunst-Objecten nicht verschmähte, wobei manchmal Falsches statt Echtem unterlief.

Unweit davon unterhielt eine schöne Frau, die ihren Augen immer einen tiefsinnigen Ausdruck zu verleihen sich bemühte, ihre Umgebung. Sie war eine schön gebundene, vollständige Aesthetik: Dichterin, Malerin, Bildhauerin — letzteres nur, weil es zu viel Kenntniß voraussetzte, in schwachen Stunden — und gelegentlich trat sie auch als Schauspielerin und Sängerin auf. Ein Millionär endlich, Amateur, wie

er sich nannte, eilte von Künstler zu Künstler, Jeden mit zartgelispelten Süßigkeiten überhäufend. Seine Sammlung war nie vollständig; es fehlte ihm immer ein Werk dieses oder jenes Künstlers. Damit übrigens seine Sammlung stets auch den Reiz der Neuheit erhalte, verkaufte er unter der Hand Bilder, welche Maler dem angeblichen Freunde um einen mäßigen Preis überlassen hatten.

X.

Um in dieser Gesellschaft glänzender Vertreter aller Zeiten und Völker, der Bewohner des Himmels und der Erde, aufzufallen oder gar beim Eintreten mit allgemeinem Beifallsgemurmel empfangen zu werden, dazu gehörte ein Costüm von großem Reichthum oder eine Erscheinung von blendender Schönheit.

Mr. Anthony Zalperl Esqu. lenkte bei seinem Erscheinen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Der größte Theil der Gesellschaft harrte im Saale, um zu sehen und gesehen zu werden. Das Atelier war fast voll. Mr. Zalperl blieb, ohne daß er eine Miene verzog, stehen. Daß die Versammlung eine Gasse bildete, um ihn passiren zu lassen, schien seinen Gleichmuth nicht zu erschüttern. Wie Orientalen, verstehen es auch Engländer, sich das Ansehen

zu geben, als ob sie durch nichts in Erstaunen gesetzt würden. Mr. Zalperl aber wollte als Engländer gelten. Sein Blick streifte rasch und forschend die Anwesenden, deren Augen auf ihn gerichtet waren. Er kannte fast Niemanden in der Versammlung und nur Wenige erinnerten sich, ihn erblickt zu haben. Mr. Zalperl, der hagere Mann, welcher sonst stets einförmig dunkel gekleidet war, hatte an diesem Abende das reiche Costüm eines hinterindischen Nabobs angelegt: goldgestickte Kleider, reichen Schmuck, Säbel und Dolch mit Diamanten und Saphiren besetzt, feinen weißen Mousselin um Hals und Brust, einen reichen Shawl um die Taille und einen kleineren kostbaren um das Haupt gebunden, der mit einer Agraffe aus Rubinen und Perlen geschmückt war. Alles echt, Alles werthvoll, von seltener Schönheit.

Die Lieblingsfrage Mr. Zalperl's: Was kostet das? wirkte ansteckend, denn sie schwebte auf allen Lippen. Das Costüm des indischen Fürsten, der, am Ufer stiller Wässer wandelnd, träumerisch dem Spiele der Wellen mit rothen und weißen Lotosblumen zugesehen haben mochte, machte gute Wirkung. Befremdend wirkte aber der Mann, welcher jetzt als Nachträger der Fürstenkleidung erschien. Seine Füße und Hände,

sein Kopf, die ganze Gestalt paßten nicht in die aus Gold- und Marienfäden gewobenen, sternbesäeten Gewänder. Wo waren die kleinen Hände und Füße, die rosigen kleinen Muscheln des Ohres, wo die leicht schwingende, runde Bewegung der schönen Glieder, die Grazie der indischen Race?

Coniere's Auge forschte. Der Blick Mr. Zalperl's streifte auch ihn. Seine Stirn verdüsterte sich. Zalperl, zu dessen Begrüßung Steiner eben herangeeilt war, hatte, so viele Jahre auch dazwischen lagen, sich des Mannes erinnert, der den beiden Knaben, aus welchen berühmte Maler geworden waren, beim Spiele mit dem Drachen zusah. Aber er faßte sich rasch. Aus ihm war, dachte er bei sich, Etwas geworden, ein reicher Mann, der bei dem Anblicke alles dessen, was sein Herz begehrte, fragen durfte: Was kostet das? Reichthum ist Alles! sagte er sich. Ist fast Alles, setzte er hinzu, während sein Auge sich trüb umflorte.

Doch hatte er nicht lange Zeit, in sich zu schauen, denn er mußte die Begrüßung Steiner's erwidern und ihm folgen. Nur einige Schritte weit konnte der Künstler dem reichen Manne das Geleite geben, die Versammlung strömte wieder zusammen und umschloß wie Wellen Mr. Zalperl. Die Blicke

wendeten sich nach der Eingangsthür und ein lautes „Ah!“ der Bewunderung erscholl von Aller Lippen. Ceres trat ein, die wahrhaftige Ceres. Das goldene Haar sank wie Aehren von dem mit einem Kranze aus Mohn- und Kornblumen umschlungenen Kopfe. Man sah nach der Draperie, welche das Bild an der Wand des Ateliers verhüllte. Der Gedanke, daß die eintretende Gestalt und das Räthsel an der Wand im Zusammenhange stünden, zuckte hie und da auf.

Die eintretende Ceres war Malvine Heller. Das schöne linke Bein trat frei heraus, das ähren-farbige Kleid war an dieser Seite durch eine Topas-Agraffe zusammengehalten; mohnrothe Sandalen umschlossen die Füße, welche jedoch Ceres soviel als möglich hinter dem faltigen Kleide zu verbergen bemüht war; der Busen wies seine schönen Wogen und der fein geschnittene Kopf saß wie eine goldene Krone auf dem schlanken Halse. In einem, von der linken Hand festgehaltenen Füllhorne ruhten Früchte und in der Rechten hielt Ceres eine antike Sichel, welche ein die Arbeit liebender Fürst vor Jahrhunderten hatte anfertigen lassen. Die Sichel war von polirtem Stahl, mit Gold incrustirt.

Malvine schritt, nach links und rechts grüßend,

gehoben von der Wahrnehmung bewundert zu werden, durch die Gasse vorwärts, welche sich wieder gebildet hatte und an deren Ende der edelsteinschimmernde Mr. Anthony Zalperl Esq. fast vereinzelt stand. Allein sein Auge wurde nicht von der Schönheit Malvinens geblendet, es ruhte wie gebannt auf einer Ceres folgenden Gestalt. Es war dies Ruth, die schlanke, blonde, sittsam, schüchtern einherschreitende Ruth, welche in dem mit ihren zwei feinen weißen Fingern emporgehobenen Oberkleidchen die fallengelassenen Aehren trug, anscheinend den Ueberfluß der Ceres, welcher zwischen den Stoppeln liegen geblieben war.

Nicht nur Zalperl bewunderte diese Ruth, auch Elfner trat überrascht einen Schritt zurück, die Hand Coniere's ergreifend. Er ließ Emmy Farren, das einfache Mädchen in dem einfachen Kleide, welches ihn beim Vorüberschreiten bemerkt hatte und erröthet war, nicht mehr aus den Augen. Coniere sah zu Elfner empor und lächelte. „Ein schönes Mädchen," sprach er, „doch für Ruth zu germanisch."

Als Steiner mit Ceres und der Aehrenleserin in der Nähe von Zalperl angelangt war, sagte dieser: „Bitte mich vorzustellen!"

„Mr. Anthony Zalperl Esq., der Edelstein

unseres Festes," sprach Steiner, „die Göttin Ceres: Frau Malvine . . ."

„Bitte, diese junge Dame!" sagte Mr. Zalperl.

„Ruth! Aus dem alten Testamente wohlbekannt."

„Bitte, den Namen der jungen Dame?"

„Miß Emmy Farren."

„Oh, Miß Emmy Farren!" sprach Mr. Zalperl, einen Schritt vortretend. Er streckte die Hand aus und schüttelte, nach englischer Art, die Rechte des jungen Mädchens, dessen feines Antlitz keine Bewegung verrieth. Hingegen konnte man auf dem Gesichte Malvinens wahrnehmen, daß diese empfindlich durch Mr. Zalperl verletzt worden war. Das junge Mädchen beachten und sie kaum eines Blickes würdigen, sie, die glänzende Göttin, neben dem armen Kinde, im Leben und während dieses Festes? Das ihr anzuthun, der Königin des Abends, dem Gegenstande der allgemeinen Bewunderung! Haß gegen Mr. Zalperl schoß in ihrem Herzen auf und sie beneidete Emmy Farren.

Elfner war nicht lange regungslos auf seinem Platze geblieben. Wie von einer unsichtbaren Gewalt getrieben, eilte er vorwärts, gerade auf die Gruppe zu und sagte zu Steiner: „Bitte, stelle mich vor!"

„Mein verehrter Freund und Genosse, der Maler Elfner; Frau Malvine Heller; Fräulein Emmy Farren; Mr. Anthony Zalperl Esq.“

Elfner nickte Ceres und Mr. Zalperl leicht zu. Dieser machte seinen gewöhnlichen Nickgruß. Elfner hielt die Hand Emmy's fest in der seinen. Auge in Auge, ohne zu sprechen, ohne sich zu bewegen, standen die Beiden einander längere Zeit gegenüber. Malvinens üble Laune stieg, und Mr. Zalperl wurde unruhig.

„Kommen Sie,“ sagte Ceres zu Steiner. „Es ist schwül in diesem Saale.“

Mr. Zalperl und Elfner schritten zur Rechten und zur Linken Emmy's. Elfner hatte die Sprache wieder gefunden, während Mr. Zalperl gravitätisch folgte. Als ob Niemand von Bedeutung mehr zu erwarten wäre, löste und vereinigte sich wieder, kaleidoskopartig, die Gesellschaft und zerstreute sich in die verschiedenen Gemächer. Ein großer Theil folgte den Helden und Heldinnen des Abends: Ceres, Ruth und Mr. Zalperl, Steiner und Elfner. Nur die Künstler wichen dem Grafen von Leonstein nicht von der Seite. Er protegirte gern und verstand es zu protegiren.

Das Fest begann. Steiner hatte eine kleine Musikgesellschaft zusammengestellt, singende Knaben und Mädchen, in griechische Gewänder gekleidet, die schönen Köpfe mit Ähren und Blumen umwunden; dazu Lautenschläger, deren Häupter Weinlaub zierte. Sie hatten sich auf der Estrade, vor dem verhängten Bilde niedergelassen und sangen Herbstlieder. Der Dichter und der Componist derselben waren Freunde Steiner's und hatten die Gesänge für diesen Abend vorbereitet und einstudirt. In einem entfernt gelegenen Zimmer, das mit den orientalischen Stoffen und Gefäßen, ehedem Eigenthum Mr. Zalperl's und nun Steiner's, geschmückt war, ertönte ebenfalls Musik. Hier spielte eine Truppe, welche indische Costüme trug. Die Indier wirkten erheiternd. Die fast unbeweglich auf prachtvollen Kissen gelagerten Orientalen sangen und spielten landesübliche Weisen. Während fast Alles lachte, verzogen sie keine Miene.

„Feste, wie Steiner, versteht Niemand zu geben!" ertönte es aus mehr als einem Munde.

„Gemach, gemach," sprachen die Freunde Steiner's, „die Ueberraschung kommt erst nach dem Souper."

„Zur Tafel, zur Tafel!" hörte man jetzt Steiner rufen.

Götterknaben eilten, alte Kästchen aus Elfenbein, aus Metall oder geschnitztem Holze tragend, als kleine Briefträger durch die Menge und reichten jedem Einzelnen eine Depesche, angeblich soeben durch den Blitz zur Erde herabgelangt. Das Geräusch knitternden Papieres ging durch alle Räume. Die Briefe wurden geöffnet. Jeder enthielt eine Nummer, jene des Tisches, an welchem der Empfänger Platz nehmen sollte, eine Zeichnung des Tisches und die Namen Derjenigen, welche an demselben Platz zu nehmen bestimmt waren. Als sich die Gesellschaft zusammenfand, bemerkte man, daß an der Mehrzahl der Tische durch die Costüme zusammenstimmende Personen sich befanden. Rufe der freudigen Ueberraschung ertönten überall.

Das Mahl ging heiter, wie es begonnen, zu Ende. Die Wangen erglühten, die Worte wurden warm. Man trank an den Haupttischen Wein aus goldenen und silbernen getriebenen Pokalen, aus denen vor Jahrhunderten getrunken worden war. Man erhob sich und feierte den Meister. Dieser dankte. Alles eilte herbei, um auf sein Glück Gläser und Pokale zu heben. Man rief und schrie durcheinander, streckte die Hände empor, drängte und hob

sich auf die Fußspitzen, um den Gefeierten zu sehen. Perlen des Weines flossen über. Es wurde heißer in dem Zimmer, wo Steiner, wie Bacchus glühend, thronte und Ceres üppig ihre Gaben vertheilte. Die Hände berührten sich, Kleider knisterten, überall sah man eine Fluth heller funkelnder Farben, leuchtendes Gold, blinkendes Silber, matten Perlenschimmer. Farbe, Farbe überall! Der Farbenrausch stieg.

„Und nun in den Saal!" rief Steiner. Alles eilte und drängte sich. Steiner, Ceres am Arme, von Ruth gefolgt, der Elfner und Mr. Zalperl nachschritten, begab sich nach dem Saale. Er trat mit Malvine auf die Estrade und schob den Vorhang von dem Bilde. Es war ein halbvollendetes Ceres-Bild. Er stellte Malvine vor, so daß sie die Figur deckte, und rief: „Nun, meine Freunde, wollen wir ein lebendes Bild stellen, nach dem ich das angefangene Werk zu vollenden beabsichtige! Wer will einen Platz auf meinem Ceres-Bilde einnehmen?"

„Ich! Ich auch!" tönte es von allen Seiten.

Steiner war ernst geworden. Sein Blick bohrte sich in die Menge. Er bezeichnete die Einzelnen

mit Namen, rief sie mit einem Lächeln, mit einer feinen Handbewegung herbei. Alle Herbstgestalten traten vor. Der Künstler stellte diesen hierhin, jene dorthin und in kurzer Zeit waren die Gruppen geordnet. Das Ceres-Bild prangte vor den Augen der Anwesenden.

Steiner war von der Estrade herabgetreten und stand, fast isolirt, vor dem Werke, das er später in Farben wiedergeben wollte. Er ordnete noch Einzelnes, trat wieder zurück und schwelgte in dem Anblicke mit halb geöffnetem Munde, mit bebenden Nasenflügeln, mit verschlingenden Augen. Ein Ruf der Bewunderung ertönte von allen Seiten. „Was ...“ begann Mr. Zalperl seinen Lieblingssatz, ohne ihn jedoch zu vollenden.

„Ist unverkäuflich!“ murmelte Coniere Elfner zu. „Farbenrausch, Farbenrausch!“ fügte er bei. „Komm', laß uns gehen.“ Elfner aber sah unverwandt Emmy Farren an, die fast theilnahmlos und in sich gekehrt, dem Schauspiele beiwohnte.

Während der Zauber des Festes die Theilnehmer dem Orte und der Zeit entrückte, saßen einsam und trauernd zwei Menschen in ihren nackten, ärmlichen Räumen: Heller, der im letzten Augen-

blicke, als er Malvine costümirt sah, es abgelehnt hatte, sie zu dem Feste zu begleiten, und, sehnsüchtig die Rückkunft ihrer Tochter erwartend, zagend und leise vor sich hin weinend, Frau Farren beim Scheine der kleinen Lampe emsig arbeitend.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.